
NUMMER 18 · MÜNCHEN, 6. MAI 1962 · B 5843 C · 60 PFENNIG
Schweden Kr 1.— incl oms. · Österreich ö. S 4.50 Schweiz sfr. —.80 · Italien Lire 120.—
REVUE
Heute beginnt:
Zwischenfall in Marienborn
Der erregende Bericht aus unseren Tagen
Sophia Loren

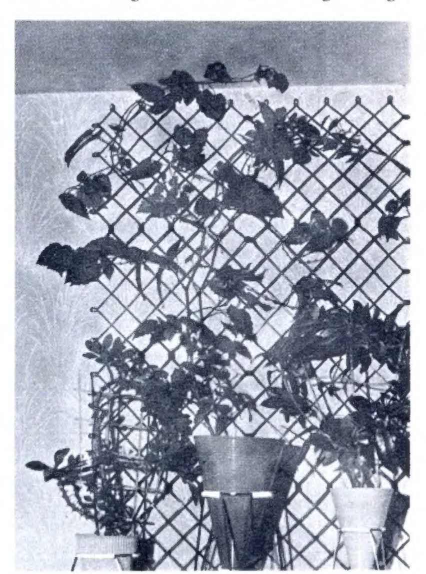
Heute erfunden – morgen auf dem Markt

Bediene dich selbst – mit Kleidern und Anzügen

Eine beispielhafte Form der Selbstbedienung wird aus Bordeaux gemeldet. Dort hat ein Geschäft für Damen- und Herrenkonfektion große Ausstellungsräume eingerichtet, in denen man nach Herzenslust Kleider, Mäntel und Anzüge selbst aussuchen und probieren kann. Die Kunden werden am Eingang von „Verkaufsberatern" empfangen, die die Konfektionsmaße feststellen und auf einer Karte eintragen. In gut gekennzeichneten Abteilungen bedient sich dann der Kunde selbst. Bezahlt wird erst am Ausgang. Durch diese neue Verkaufsmethode sollen Preissenkungen bis zu 15 Prozent möglich sein. Viele Firmen im In- und Ausland wollen deshalb ähnliche Selbstbedienungsläden einrichten und haben bereits Beobachter nach Bordeaux geschickt.

Klettergitter für Pflanzen

Die bunten Gitter aus biegsamem Kunststoff sind eine ideale Stütze für Klettergewächse und langstielige



Pflanzen. Sie werden in genormten Rechtecken geliefert und können zu beliebig großen Flächen zusammengesetzt werden. Mit wenigen Griffen kann man damit hübsch aussehende Trennwände, gemütliche Zimmerecken, gepflegte Lauben und freundliche Hauswände schaffen. Preis 0,90 DM.

Hersteller: Erich Schumm, Murrhardt/Württ.

Gut beschirmt

Eine gute Lösung für Balkon und Terrasse bringt dieser halbkreisförmige Sonnenschirm, bei dem kein starrer Fuß mehr störend im Wege steht. Er wird lediglich mit vier



Schrauben in der Wand verankert und kann mit einem Handgriff nach jeder Seite eingeschwenkt werden. Preis ab 198,– DM.

Hersteller: Dr. Krüger, Sinn/Dillkreis.

besser leben

Zahnbürste mit „Gangschaltung“



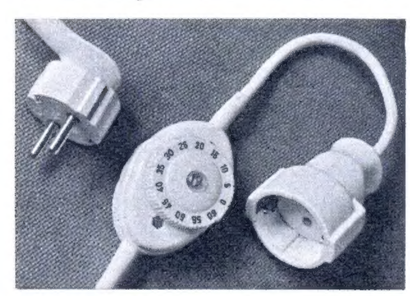
Eine elektrische Zahnbürste ist in Amerika zur Zeit der große Schlager. Der kleine Motor, der die Bürste in Schwingungen versetzt, kann in zwei „Gängen“ geschaltet werden: stark oder schwach, je nach Bedarf. Die Bürsteneinsätze sind für jedes Familienmitglied auswechselbar. Amerikanische Zahnärzte empfehlen die automatische Bürste zur Zahnfleischmassage. Sie kostet 15 Dollar (rund 60,— DM). **Hersteller: General Electric, New York.**

„Kippen“ werden gekippt

Brandgefahr wird durch einen neuen Aschenbecher verhindert, dessen eingebaute Kippvorrichtung die aufgelegten und vergessenen Reste von Zigaretten und Zigarren selbsttätig in die Aschenschale befördert. Die Kippvorrichtung wird durch eine wärmeempfindliche Bimetallfeder ausgelöst. Preis 4,— DM.
Hersteller: Christian Scholz, Hagen/Westf.

Denkender Elektroschalter

Elektrogeräte schalten sich selbsttätig ab, wenn auf dem neuen Kurzzeitschalter in der Zuleitungsschnur die gewünschte Zeit abgelaufen ist. Er hat eine Gangdauer bis 60 Minuten und eignet sich vor allem für



Heizkissen, Kochplatten, Höhensonnen und Bügeleisen. Durchgebrannte Elektrogeräte, die man vergessen hat auszuschalten, wird es mit dem „denkenden Schalter“ in Zukunft nicht mehr geben. Preis 22,50 DM.
Hersteller: E. Horz, Lauf/Pegnitz.

Lerne von ferne

Berufliche Fortbildung durch Fernlehrinstitute ist kein ungewöhnlicher Weg mehr. Nach einer neuen Feststellung gibt es in der Bundesrepublik über sechzig Fernschulen, in denen Erwachsene ihr Wissen zu erweitern suchen. Die Lehrpläne umfassen nahezu alle Fächer, vom Allgemeinwissen bis zum speziellen beruflichen Fachwissen. Neben Sprachkursen und kaufmännischen Lehrgängen werden in jüngster Zeit zunehmend technische Wissensgebiete belegt. Allein auf den Gebieten des Maschinenbaus und der Elektrotechnik suchten sich im letzten Jahr 70 000 „Fernstudenten“ durch Lehrbriefe weiterzubilden.

Maschine mit „Sprachgefühl“

Eine neuartige elektronische Rechenmaschine wurde kürzlich von der amerikanischen Firma IBM der Öffentlichkeit vorgeführt. Zum Unterschied von den derzeitigen elektronischen Rechenmaschinen, denen die Rechenbefehle mit Lochstreifen erteilt werden müssen, hört diese Wundermaschine auf mündliche Befehle und führt sie prompt aus. Sagt man also z. B. „zwei mal zwei“ ins Mikrophon, erscheint als Ergebnis sofort eine Vier. Die ganze Maschine ist nicht größer als ein Schuhkarton, weshalb ihr die Erfinder den Namen „Shoebox“ gaben. Das neue System wird über kurz oder lang das gesamte elektronische Rechenwesen revolutionieren. Bislang „versteht“ die Maschine allerdings nur englisch.

Ein Griff — ein Dreh . . .

Beim Öffnen hartnäckiger Schraubdeckel leistet dieser praktische Öffner gute Dienste. Er eignet sich für Deckel von 2,5 bis 9 cm Durchmesser



und paßt sich dem jeweiligen Kaliber automatisch an. Ein Griff, ein Dreh — und jedes Glas ist offen. Preis 2,75 DM.
Hersteller: Prestige GmbH, Solingen.

Beliebtes Reise-Hobby: Die Hobby-Reise

Immer stärker wird der Wunsch der deutschen Ferienreisenden, die Urlaubsfahrt mit einem Hobby zu verbinden. Wie verschiedene Reisebüros mitteilen, herrscht in diesem Jahr eine besonders starke Nachfrage nach Orten, in denen man nach Herzenslust seinem Steckenpferd frönen kann. So gibt es Feriengebiete, in denen man Malkurse absolvieren oder sich in die Geheimnisse des Fotografierens einweisen lassen kann. Wer die Pferde liebt, kann in verschiedenen Gegenden Reitunterricht nehmen und sich ein Pferd mieten. Auch Orte, die das Golfspielen, das Segeln oder den Tennissport pflegen, gibt es. Wenn man das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden will, kann man am Ferienziel Sprachkurse belegen oder eine Autofahrschule besuchen. Nähere Auskünfte erteilen die Reisebüros.

Schuhe schnell gesäubert

Für Villen und Häuser auf dem Lande ist dieser neuartige Schuhreiniger unübertroffen. Er kann in der Diele oder neben der Eingangstür aufgestellt werden und reinigt die Schuhe nach mehrmaligem Hineinschieben auch bei starker Verschmutzung gründlich. Der Schmutz sammelt sich



in einer Schublade unter den Borsten und kann leicht entfernt werden. Preis 37,50 DM.
Hersteller: Van Gülpen & Swertz, Emmerich.

Ultraschall gegen Schmutz

In den Industriegebieten und Großstädten der ganzen Welt schicken die Schornsteine und Schlote Tag und Nacht Tonnen von Staub in die Luft, der sich als Dunstglocke über ganze Städte und Landschaften legt und die Gesundheit von Millionen Menschen bedroht. Die Wissenschaftler haben sich mit diesem Problem beschäftigt und eine bedeutsame Erfindung gemacht. Mit Ultraschallwellen brachten sie den Staub zum „Gerinnen“. Sie konstruierten eine Ultraschallsirene, die an Fabrikschloten angebracht werden kann. Durch die Vibration ballen sich die festen Bestandteile des Rauchs zusammen und fallen als Staub herab. Der Staub läßt sich dann leicht durch die üblichen Schornsteinfilter auffangen.

Der haarige Hase

Der kleine Seifenhase, den wir kürzlich in dieser Rubrik zeigten, bekommt, wie uns seine Hersteller mitteilen, sein seidenweiches Fell nur einmal. Die wie mit Zauberkräften wachsenden Haare werden trotzdem allen Besitzern Freude bereiten.



Simon Arzt No. 15 mit Filter 12 1/2 Pf.
Simon Arzt extra mild ohne Filter 15 Pf.
Simon Arzt 70 L ohne Filter 20 Pf.
Simon Arzt
ALEXANDRIA · PORT SAID · CAIRO
ESTABLISHED 1869
FILTER
10 PF
Repräsentant
des guten
Geschmacks
Simon Arzt
SAF 206



gelesen - dabei gewesen

NUMMER 18 6. MAI 1962



Ein modischer Traum: Sophia Loren hat ihren Strohhut mit roten Kirschen und den zarten Blüten des jungen Jahres bunt geschmückt

Foto: Alexander



Lieber REVUE Leser!

Sind Sie auch der Meinung, daß unsere Verbündeten schuld daran sind, wenn sich jetzt eine Berlin-Regelung anbahnt, die vielen von uns, einschließlich der Bundesregierung, gegen den Strich geht?

Diese Frage bekommt man in letzter Zeit immer häufiger vorgesetzt, und ich könnte mir denken, daß sie in einigen Wochen überall diskutiert wird. Womöglich wird sie dann mit einem überzeugten Ja beantwortet, denn aus lauter Unzufriedenheit mit der politischen Entwicklung sind wir Deutschen wieder einmal drauf und dran, für Fehler, die wir selbst begangen haben, die anderen verantwortlich zu machen.

● Darin liegt für unsere Zukunft eine große Gefahr. Noch bevor aus solchem Denken eine neue nationale Legende entsteht, muß daher die Wahrheit festgestellt werden, auch wenn sie vielen ungelegen kommt.

Zweifellos ist die Art der Berlin-Lösung, die man in Washington ersonnen hat, alles andere als ideal. Sie wird auch in Amerika keineswegs als ideal betrachtet. Aber im Grunde genommen kann sie für keinen deutschen Politiker überraschend kommen, und es ist nicht die Schuld der Amerikaner, wenn die westdeutschen Wünsche unberücksichtigt bleiben.

Wenn wir ehrlich sind und uns nicht — wie sonst immer — hinter politischen Halbwahrheiten verstekken, müssen wir Deutschen zugeben, daß unsere Regierung trotz aller Warnungen und Mahnungen nicht bereit gewesen ist, Tatsachen zur Kenntnis zu nehmen, die überall außerhalb der Bundesrepublik seit langem zur Kenntnis genommen worden sind. Bonn regierte munter weiter nach dem Grundsatz, daß nicht sein kann, was nicht sein darf.

● So ist unserer Regierung im Inland wie im Ausland wiederholt geraten worden, doch einmal selbst mit den Sowjets über Deutschland zu reden. Unüberhörbar wurde dem Bundeskanzler von unserem engsten Bundesgenossen nahegelegt, notfalls, um bessere Bedingungen für Berlin und die Berliner herauszuholen, sogar zu Ulbricht Kontakt aufzunehmen. Aber nichts geschah, was man als einen deutschen Beitrag bezeichnen könnte.

● Jahrelang, selbst noch nach der Errichtung der Mauer, verfuhr Bonn nach dem Wahlspruch: Keine Experimente. Dabei wäre, wie sich jetzt immer deutlicher herausstellt, sowohl ein Fortschritt in der Wiedervereinigung als auch eine vernünftige Lösung der Berlinfrage allein durch Experimentieren möglich gewesen. Ich sage nicht, daß Experimente in jedem Fall Erfolg gebracht hätten. Aber wenn wir überhaupt Erfolg hätten haben wollen, dann hätten wir gerade auf Experimente nicht verzichten dürfen.

Kürzlich las ich folgenden Satz: Nach Westen spielte die Bundesrepublik Außenpolitik, nach Osten spielte sie Sieger. Das ist deutlich, vielleicht sogar gehässig oder übertrieben. Aber leider kommt es den Tatsachen peinlich nahe. Wir haben unsere „Souveränität" höchst einseitig benutzt, um Politik zu machen.

Ziehen wir die Bilanz der westdeutschen Nachkriegsentwicklung, dann werden wir bekennen müssen, daß unsere Regierung so gut wie jedes Angebot aus dem Osten, vom Rapackiplan bis hin zur deutschen Konföderation, unbesehen ausschlug und daß sie dadurch in der Deutschlandfrage freiwillig auf eigene Initiative verzichtete. Wenn wir den Verbündeten, vor allem den Amerikanern, heute einen Vorwurf machen wollen, dann kann es eigentlich nur der sein, daß sie es unterließen, unsere ständigen politischen Lehrmeister zu bleiben.

Ihr

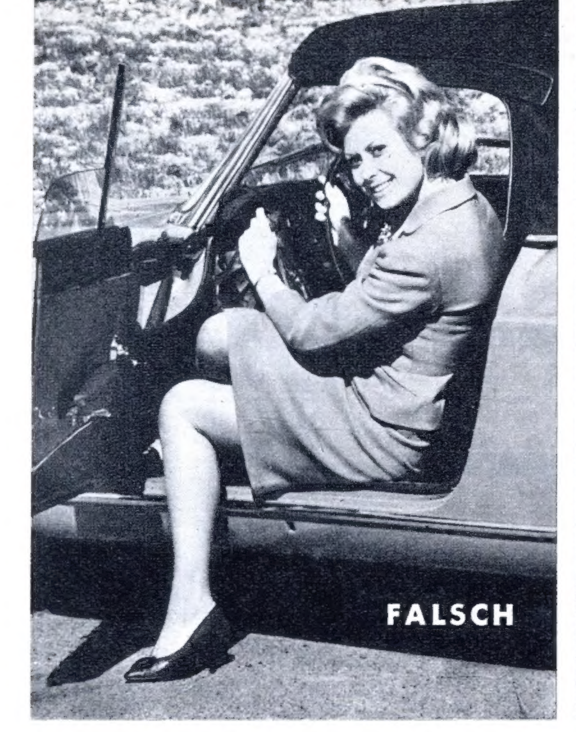
Voluntas

Reportagen

Romane und Serien



Rubriken

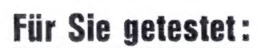

FALSCH


RICHTIG

Mit beiden Beinen gleichzeitig — so steigt die Dame richtig und ladylike aus ihrem Auto. Niedriger Wagen und enger Rock erschweren die Prozedur. Falsch ist es auf jeden Fall, zuerst nur ein Bein aus dem Auto zu setzen: da rutscht der enge Rock viel höher, als es schicklich ist

Auto REVUE





Für Sie getestet:

FIAT 500 D

I. PERSONALIEN

Name: Der neue 500-er.
„Innenleben": 499,5 ccm, zwei Zylinder in Reihe, luftgekühlt, 17,5 PS, Drehmoment 3,1 mkg bei 2500 U/min., Tankinhalt 21 Liter.
Kosten: Cabriolet-Limousine mit Sonnendach DM 3190,— (Weißwand + DM 50,—), Haftpflicht (durchschnittlich) DM 132,—, Steuer DM 72,— im Jahr.

II. WAS ER BIETET

LEISTUNGEN:

a) Beschleunigung: Von 0 auf 40 km/st in 6,5 Sekunden, von 0 auf 60 in 14, von 0 auf 70 in 20 und von 0 auf 80 in 28 Sekunden.
b) Bergsteigevermögen: Lebendig, liebt engste Kurven. Nimmt im ersten Gang 23 Prozent Steigung.
c) Tempo: Spitze (aber nicht als Dauergeschwindigkeit) 100 km/st.

STRASSENLAGE:

Liegt als Leichtgewichtler erstaunlich fest auf der Straße. Auch auf Kopfsteinpflaster noch recht laufruhig. Hart, aber nicht zu hart gefedert. Sehr leichte Lenkung. Natürlich etwas empfindlich bei bögem Wetter.

FAHRKOMFORT:

Solide ausgestattet (Stoffbezüge), alles praktisch zur Hand. Sitzbank hinten kann umgeklappt werden — dann hat man einen idealen Zweisitzer mit Ferienkofferraum. Als Viersitzer verwendet, ist der Kofferraum minimal. Vierganggetriebe nicht synchronisiert. Sehr gute Heizung.

BREMSEN:

Hydraulische Bremsen auf alle vier Räder. Auch bei Notbremsung spurtreu.

VERBRAUCH:

Wer ruhig fährt, bleibt unter 5 Liter Verbrauch auf 100 Kilometer, Stadtfahrt zwischen 5 und 5,5 Liter, bei Dauer-Vollgasfahrt 6 bis 7 Liter.

GELTUNGSNUTZEN:

Setzt sich immer mehr als Zweitwagen durch, nicht nur für die Frau zum Einkaufen, sondern auch für den Herrn des Hauses als Stadtwagen. Das kleinste — und erfolgreichste — Produkt einer Weltfirma!

So urteilen REVUE-Leser

Jochen Schulze-Soelde, Apotheker
Lob: 30 000 km gefahren. Nicht nur Stadt und Vorstadt, sondern auch Ferienfahrten. Nicht selten mit vier Personen belastet. Dann billiger als öffentliches Verkehrsmittel. Wirtschaftlich, tüchtig, sehr wendig.
Tadel: Mehr Service und billigere Reparaturen erwünscht.

Vera Brüner, Hausfrau
Lob: Nach 20 000 Kilometern keine Anstände. Nur 5,5 Liter Verbrauch. Als Einkaufswagen für die Frau bestens geeignet. Sehr wendig. Kein Zurückstoßen notwendig. Überall genug Platz zum Parken.
Tadel: Sollte synchronisiertes Getriebe haben.



Max Biber, Arbeiter
Lob: Gute Straßenlage. Raumausnutzung zweckmäßig. Durch kleinen Wendekreis Parken sehr leicht gemacht. 30 000 Kilometer gefahren — Durchschnittsverbrauch 5 bis 5,5 Liter. Reparaturen durch Austauschsystem erleichtert.
Tadel: Springt im Winter schlecht an.

So sollten Sie ihn fahren

Sie spüren es sofort: Der Wagen bietet Ihnen innen (auch auf den Rücksitzen) mehr Platz, als Sie von außen vermuten. Umgekehrt nimmt er im dichten Verkehrsgewühl noch weniger Raum weg als Sie sich das zunächst vorstellen. Sie schlüpfen wirklich überall hindurch und haben auch keine Sorge, eine Parklücke zu finden. Beim Aufwärtsschalten spüren Sie nicht, daß das Getriebe nicht synchronisiert ist. Und der Motor ist erstaunlich elastisch: Bis 30 km/st im 4. Gang!

Mit „einem Bein"



Dieses neue Parkschild entdeckte REVUE im fortschrittlichen Kassel. Hier ist das Parken nur erlaubt, wenn der Wagen mit zwei Rädern auf dem Bürgersteig steht. Die Straße bleibt auf jeden Fall für den fließenden Verkehr frei

Parkscheiben, im Ausland überall bewährt, werden in Deutschland nicht eingeführt. Das Bundesverkehrsministerium sprach sich gegen Parkscheiben aus.

✶

Einheitliche Verkehrsregeln sollen in Jahresfrist für ganz Westeuropa vorbereitet werden, beschloß die Europäische Verkehrsminister-Konferenz in Paris.

✶

Internationale Mineralöl-Konzerne sind gegenwärtig bemüht, einen Teil der „freien Tankstellen" in der Bundesrepublik aufzukaufen.



mercator über unser Geld

Steuerfreies Einkommen für jedermann

Im vergangenen Jahr wurden in der Bundesrepublik mehr als 400 Millionen Mark Zinsen ausbezahlt, die vollkommen steuerfrei waren. Während normalerweise alle Dividenden und Zinsen (also Einnahmen aus Kapitalvermögen) zu den üblichen Sätzen versteuert werden müssen, gibt es eine Kategorie von Wertpapieren, deren Zinserträge steuerfrei sind. Diese Wertpapiere können Sie durch Vermittlung jeder Bank oder Sparkasse in der Bundesrepublik erwerben.

Bei den steuerfreien Wertpapieren handelt es sich in erster Linie um ältere Anleihen des Bundes, der Bundespost und der Bundesbahn sowie um Pfandbriefe und Kommunalobligationen aus der Zeit vor 1954. Die Kapitalkraft der deutschen Wirtschaft war damals so gering, daß man den Käufern festverzinslicher Wertpapiere einen besonderen Anreiz bieten mußte: eben die Steuerfreiheit. Dieses Privileg bleibt den Anleihen, Pfandbriefen und Kommunalobligationen erhalten, bis sie eines Tages zurückgezahlt werden.

Die Zinssätze dieser steuerfreien Wertpapiere sind niedriger als die gegenwärtigen Zinssätze. Die Anleihen sind mit einem Nominalzins von 4 Prozent, die Pfandbriefe und Kommunalobligationen mit 5 bis 5½ Prozent ausgestattet. Die tatsächliche Verzinsung des Kapitals ist jedoch noch geringer, weil die steuerfreien Wertpapiere durchweg zu Kursen über 100 („über pari") gehandelt werden. Ein Beispiel: Pfandbriefe mit einem Zinssatz von 5 Prozent werden gegenwärtig zu Kursen von etwa 116 gehandelt. Das bedeutet: für einen steuerfreien Pfandbrief im Nennwert von 100 Mark müssen Sie 116 Mark auf den Tisch legen. Da jedoch die Zinsen immer auf den Nennwert bezahlt werden, schrumpft die nominelle Verzinsung von 5 Prozent zu einer tatsächlichen Rendite von 4,1 zusammen.

Sie sehen: hohe Zinsen können Sie durch den Kauf steuerfreier Wertpapiere nicht erzielen. Die Rendite liegt zwischen 3 und allerhöchstens 5 Prozent (bei Auslandsbonds), also beträchtlich unter der gegenwärtig üblichen Verzinsung am Rentenmarkt von etwa 5,75 Prozent. Dafür kassiert jedoch das Finanzamt keinen Pfennig von den Zinsen, die Sie auf diese Wertpapiere einnehmen.

Ob sich für Sie der Kauf steuerfreier Wertpapiere lohnt, hängt ganz einfach von der Höhe Ihres Steuersatzes ab. Sofern Sie nicht mehr als 20 Prozent Ihres Einkommens an das Finanzamt abführen müssen (also in der niedrigsten Steuerklasse bleiben), werden Sie durch den Kauf steuerfreier Papiere nichts profitieren, sondern sogar noch draufzahlen. Wenn Sie aber zum Beispiel 30 Prozent Steuern zahlen müssen, dann kann der Umtausch von „tarifbesteuerten" in „steuerfreie" Wertpapiere bereits interessant sein. In diesem Fall kassiert das Finanzamt doch 30 Prozent der Zinsen, die Sie bekommen — die tatsächliche Rendite Ihrer Geldanlage beträgt also nicht 5,75 Prozent (übliche Rendite festverzinslicher Werte), sondern nur knapp 4 Prozent. Sie bekommen aber steuerfreie Werte, die eine höhere Rendite abwerfen.

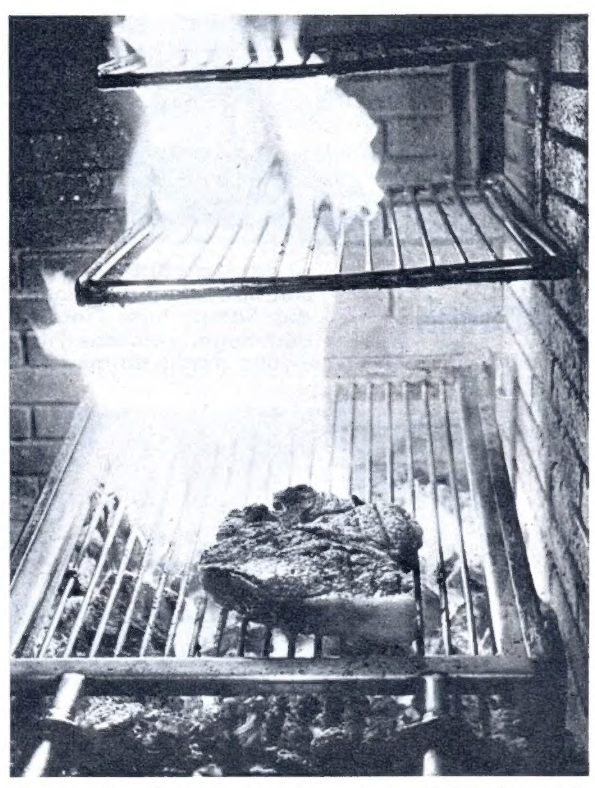
Zum Schluß noch ein Wort zu den Auslandsbonds. Dabei handelt es sich um Anleihen der Bundesrepublik und deutscher Städte, die auf Dollar oder britische Pfund lauten. Die Verzinsung dieser steuerfreien Wertpapiere ist höher als bei den deutschen Anleihen und Pfandbriefen, dafür haben Sie jedoch ein gewisses Währungsrisiko. Eine Abwertung von Dollar oder Pfund gilt zwar heute nicht mehr als wahrscheinlich, ist aber immerhin möglich.

REVUE-Bericht von Heinz Hering (Fotos) und Ernst Laue (Text)

Am Tisch eines Züricher Schlemmerlokals grillt Meisterkoch Werner Staub ein Steak für Schallplattenstar Rita Paul. Auch in Deutschland wird das Steak langsam aber sicher zum kulinarischen Bestseller ... Es sättigt, ohne die „Linie" zu gefährden!

Deutschlands Hendl-Brater machen ihre Spieße frei: die Steak-Welle rollt an!

Bestseller vom Grill

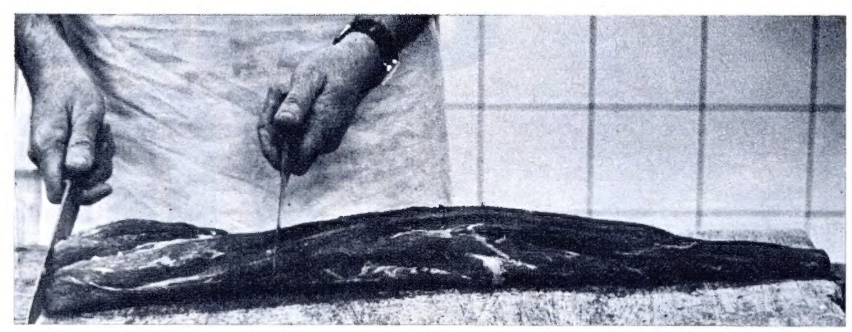


Neue „Eßwelle": Leckerbissen vom Holzkohlengrill

Die Steakwelle rollt — ich habe vierzigtausend Ochsen eingeplant": das ist nicht etwa der Schlachtruf eines Großschlächters, — es ist das freimütige Geständnis des größten Hendl-Gastronomen in Mitteleuropa. Der „Stationsvorsteher" aller Brathendl-Stationen zwischen Wienerwald und Westerland, der Wahl-Münchner Friedrich Jahn, erklärte REVUE: „Die Steakwelle kommt. Sie kommt bestimmt. Schauen's, in Amerika hat mein Branchenkollege Johnson tausendfünfhundert Lokale, in denen nur zweierlei serviert wird: Brathendl und Steaks. Für Deutschland kämen, sagen wir, 300 Lokale in Frage. Und darum fange ich heuer an, Steaks — mit garantiert 250 Gramm Gewicht — zum gleichen Preis wie halbe Hähnchen zu verkaufen. 40 000 argentinische Ochsen werden

die Bundesdeutschen bei mir im Jahr schon kleinkriegen ..." Ob amerikanische Ochsen oder europäische Rinder, auf die der Schweizer Meisterkoch Werner Staub schwört: die Steak-Welle rollt! Nach der Rostbratwurst, die um 1950 Herzen und Brieftaschen der Deutschen eroberte, war das Brathähnchen lange Zeit Wappenvogel des Wirtschaftswunders. Jetzt soll jeder dritte Hendl-Spieß dem vornehmeren, distinguierteren Steak-Grill weichen. Aber nicht nur das amerikanische Vorbild macht das Steak zum Bestseller, sondern auch die wachsende Sorge der Bundesdeutschen um ihre schlanke Linie. Leckerbissen vom Grill machen satt — aber sie machen nicht dick. Darum verrät REVUE auf diesen Seiten die Steak-Rezepte des Züricher Meisterkochs Werner Staub . . .

Das Filetstück hat viele Namen



Chateaubriand oder Entrecôte double wird vom dicken Ende des Rindsfilets geschnitten. Es ist ein Steak für zwei Personen. Montmireil, der Koch des französischen Abenteurers, Politikers, romantischen Dichters und Grafen François René Chateaubriand, soll es vor 150 Jahren „erfunden" haben



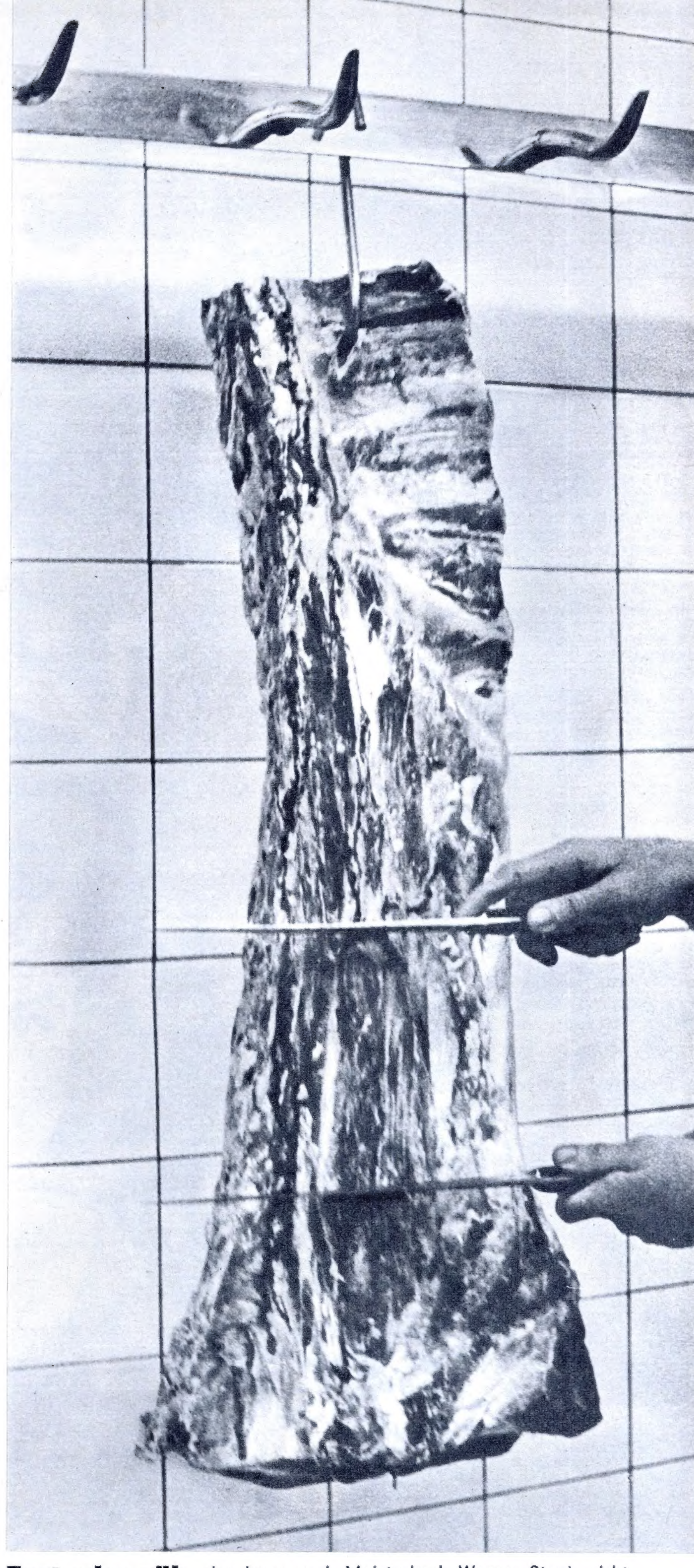
Filetsteak ist das Herzstück des Rindsfilets. Attilas Hunnen, die keine Zeit hatten, es abhängen zu lassen, ritten das Filet unter den Sätteln ihrer Pferde weich. Im zwanzigsten Jahrhundert hängt man das Filet sechs Wochen in ein Kühlfach — und macht daraus die köstlichsten Schlemmergerichte



Tournedos sind kleine, dicke Steaks. Man schneidet sie dort, wo das Filet sich allmählich verjüngt. Die Tournedos werden in ihrer Heimat Frankreich vor dem Grillen in Öl, Zitrone und Pfeffer mariniert und paarweise serviert. Tournedos in der Einzahl heißt „das Tournedos" oder „die Lendenschnitte"



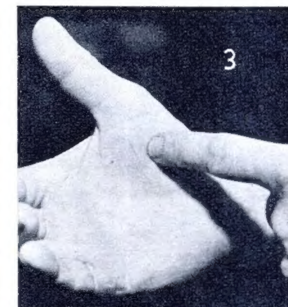
Filetgulasch wird aus dem dünnen Ende des Filets bereitet. Das bekannteste, Filetgulasch Stroganoff, verdankt seinen Namen den Grafen Stroganoff, die vor 400 Jahren unter Iwan dem Schrecklichen Sibirien unterworfen haben. Heute nimmt man die kleinen Stücke der Filetspitze oft zum „Mixed Grill"



Zart oder zäh das kann auch Meisterkoch Werner Staub nicht mehr feststellen, wenn das Nierenstück erst einmal gehäutet ist. Vier bis sechs Wochen sollte es bei 0 bis 1 Grad abhängen! Hier zeigt Herr Staub den Teil, aus dem das T-Bone- oder Porterhaus-Steak gesägt wird. Dieses Steak ist besonders köstlich ...







Die Handprobe zeigt dem Steak-Fan, ob das Fleisch auf dem Grill mehr oder weniger gar ist. Fühlt sich das Steak an, wie ein Handballen bei gebeugtem Daumen (Bild 1), so ist es „englisch" oder „rare" (innen blutig). Dagegen ist das Steak „mittel" oder „medium" (nur in der Mitte roh), wenn es sich anfühlt wie der Bal-

ENTRECOTE
CHATEAU-BRIAND
FILET STEAK
T-BONE STEAK
TOUR-NEDOS
MIXED GRILL FILET GULASCH
KOTELETT
NIERENSTÜCK
RUMPSTEAK
ROASTBEEF

len bei gelockertem Daumen (Bild 2). Das Fleisch ist „durch" oder „well done", wenn es so fest ist wie der Handballen bei gestrecktem Daumen (Bild 3). Auf jeden Fall aber muß es Fleisch aus dem „Nierenstück" sein, dem „kulinarischen Herz" des Rindes (Skizze oben). Die Liste der Leckerbissen, die man aus ihm gewinnt, **sagt alles**

Meisterkoch Werner Staub meint:

Steak-Rezepte gibt es wie Sand am Meer. So verschieden sie sind — dies ist allen gemeinsam: das Fleisch ist von sechs Wochen abgehangenem Rindsfilet geschnitten, mit einer Mischung aus Salz, Paprika, ganzem Rosmarin, gemahlenem Cayenne und schwarzem Pfeffer eingerieben, in Erdnußöl gewendet und auf mäßigem Feuer gegrillt

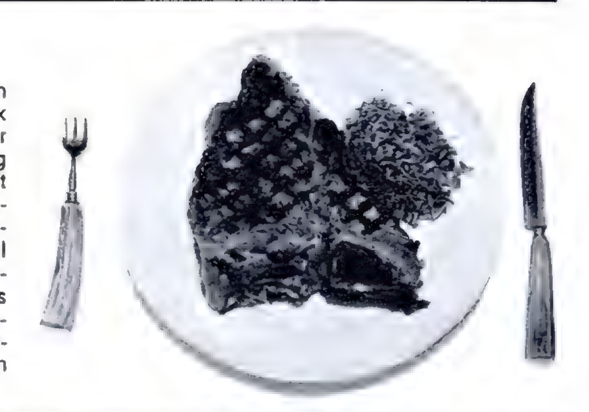
Rumpsteak nature

Eine 2 cm dicke, 200 g schwere Scheibe von der Hüfte gut klopfen, würzen, ölen, 2 + 2 (das heißt: auf jeder Seite zwei Minuten) grillen, mit Kräuterbutter, Chips und Petersilie servieren. Die Kräuterbutter, die zu jedem Steak paßt, wird aus Butter und — je nach Geschmack — bis zu 25 Würzkräutern gemischt. Korpulente sollten freilich darauf verzichten



Das T-Bone-Steak

Man sägt es mit Knochen vom Zwischenrippenstück plus Filet — und zwar für 1 bis 3 Personen; etwa 300 g pro Kopf. Es wird ungeklopft gegrillt: 600 g, 6 + 6 Minuten. Die rohe Seite nach halber Grillzeit noch einmal durch Öl ziehen! Mit Brunnenkresse anrichten. Als Schlankheitsdiät sehr geeignet, denn viel Fleisch bedeutet weniger Beilagen



Steak 'Jockey Club'

Eine etwa 180 g schwere Scheibe vom Mittelstück des Rindsfilets flachdrücken (nicht klopfen!), würzen, ölen, 3 + 3 (das heißt: auf jeder Seite 3) Minuten auf mäßigem Holzkohlenfeuer grillen (Elektrogrill etwas kürzer!), mit je einer Scheibe Kalbsniere und Speck sowie einer Tomate garnieren, mit Chips reichen (Vorsicht: Beilagen machen dick!)

Tournedos Marie-Luise

Zwei je 5 cm hohe, je 90 g schwere Stücke von der hinteren Filetspitze ungeklopft würzen, ölen und 3 + 3 Minuten grillen. Mit Artischokken, weißem Rindermark und gehackter Petersilie reichen. Feinschmecker schätzen als Beigaben außerdem: Gänseleberparfait, glacierte Trüffelscheiben und natürlich, wie zu allen Steaks: Kräuterbutter



Chateaubriand nature

Eine 6 cm dicke, 380 g schwere Scheibe vom „dicken Ende" des Rindsfilets leicht klopfen, würzen, durch Erdnußöl ziehen und 5 + 5 Minuten grillen. Dieses Steak für zwei Personen serviert man mit grünen Bohnen, Salaten oder — wenn man nicht auf die Linie achten muß — mit Sauce Bernaise oder Kräuterbutter. Auch Spargelspitzen gehören dazu

Ab nächster Woche: Die Spezialitäten-Küche in REVUE

Bei seinem Besuch in USA forderte der Schah neue Millionen. Aber er hatte Pech — denn das Kaiserpaar traf ausgerechnet am Tag der Steuerzahlung ein . . .



Beim Staatsbesuch in den USA war Farah Diba auch Gastgeberin. Sie hatte John und Jacqueline Kennedy zum Essen in die Iranische Botschaft geladen. Mit brillantbesetztem Diadem im Haar und Ordensschärpe an der dekolletierten Abendrobe empfing die Kaiserin eines der ärmsten Länder der Erde das Präsidentenpaar des reichsten Landes der Welt

REVUE-Bericht von Manfred L. Kreiner
(Fotos: Kreiner, Dauman und Schapiro)

Sein vielgelobter wacher Sinn für die Erfordernisse des jeweiligen Augenblicks hatte diesmal offenbar nicht recht funktioniert. Just in der Woche röhrte die Kaiserlich Persische Düsenmaschine auf den National Airport von Washington hernieder, knallten einundzwanzig Salutschüsse (der Schuß zu zwölf Mark), füllte Kaiserin Farah brillantenübersät die offizielle Szene — als ganz Amerika „sauer" war. In dieser Woche zahlte Amerika Einkommensteuer. In dieser Woche beschickte der amerikanische Steuerzahler stöhnend das schlaffe Staatssäckel — das der strahlende Herrscher aus dem Morgenlande bisher um viereinhalb Milliarden geleert hat.

Auch diesmal war der Schahinschah nicht etwa erschienen, den Schönheiten der Vereinigten Staaten zu huldigen. Wonach sein Sinn stand, ließ die propagandistische Vor-

Fortsetzung übernächste Seite

Hast du dort droben auch Dollars für mich?



Auf der Treppe des Weißen Hauses begrüßte der US-Präsident mit Handschlag seinen Staatsgast.
Der Schah war in ordenstrotzender Gala-Uniform erschienen.
Der Begrüßung folgte das Bittgespräch.
Der Schah bat um Waffen und Geld.



Zwei Freundinnen

Jacqueline Kennedy und Farah Diba studierten in Paris. Abseits vom Protokoll erinnerten sie sich ihrer Studentenzeit und wurden Freundinnen (oben). Voller Stolz zeigte Jacqueline ihren Sohn John jun. (unten), der nach Ablauf der Amtszeit seines Vaters wie jeder US-Bürger heranwachsen wird. Farahs Glück liegt darin, daß sie dem Schah von Persien den Sohn schenkte, dessen Thronfolge die materielle und moralische Hilfe der USA sichern kann





Kühler Empfang

Auf der Show-Fahrt durch New York wurde das Kaiserpaar aus dem fernen Teheran nur mit gedämpfter Begeisterung begrüßt. Der obligate Konfettiregen fiel spärlich. Geheimpolizisten, die Hand am Colt in der Tasche, begleiteten den Wagen mit Amerikas Staatsgästen. Sie fürchteten Demonstrationen der heißblütigen persischen Studenten, die ein freiheitliches und demokratisches Iran fordern

Fortsetzung von Seite 12

arbeit unschwer erkennen: „Rezah Schah Pahlewi — der beste aller orientalischen Herrscher, der Verteidiger der westlichen Ideale, der Retter Persiens vor dem Kommunismus!" Verwundert mußten der Kaiser und seine fünfzehn Begleiter feststellen, daß diese Parolen, die vor Jahresfrist noch dollarhilfswürdig machten, plötzlich nicht mehr zogen. Eine Welle von scharfem und feinsinnigem Spott rollte über ihn her.

„Haben wir doch Mitleid mit dem Schah", lamentierte Bill Slocum vom New York Mirror ironisch, nachdem er einer Pressekonferenz des Herrschers beigewohnt hatte: „Er (der Schah) war ganz zusammengebrochen, als er seine traurigen Geschichten erzählte. Nie werde ich es meinen Kollegen vergessen, daß sie ihre Würde bewahrten und nicht — vor Lachen — aus den Sesseln fielen. Sein Leben sei ‚Leiden und stete Gefahr'. Und dann die gewaltigen Entscheidungen, die tagaus, tagein zu fällen sind . . ."

„Wir alle haben den guten alten Schah gesehen, wie er sein Leben riskiert: auf den Skipisten der Schweiz, an der Côte d'Azur und an den blütenweißen Tischen der Luxusrestaurants überall in der Welt . . ."

„Gestern war der gute Mann in New York und litt wieder einmal für sein Volk, als er zur Broadway-Show fuhr und unseren Verkehr lahmlegte."

„Soll er doch ohne Eskorte sehen, wie er mit dem New Yorker Verkehr fertig wird. Warum, zum Teufel, müssen wir unsere verstopften Straßen frei machen für einen Burschen, der nur gekommen ist, um Geld von uns zu kassieren!"

Slocum war nicht der einzige Giftpfeil-Schütze, der versuchte, das Geldbegehren des Staatsgastes abzuwehren.

In allen Einzelheiten schilderte die seriöse „New York Times" die kostbare Pracht, mit der sich die Kaiserin ausgestattet hatte — und bemerkte sarkastisch, daß auch Jackie Kennedy beim Galadiner Diamanten getragen habe: „aber nicht so viele, wie die Kaiserin".

In versteckter Kritik rechnete das Nachrichtenmagazin Newsweek seinen Lesern vor, daß Persien allein aus seinen Ölquellen (die keinen Pfennig Unkosten mit sich bringen) einen jährlichen Profit von 1,2 Milliarden Mark zieht — was das neueste Hilfsbegehren von 3,2 Milliarden Mark etwas patzig erscheinen läßt.

Aber die Amerikaner sind faire Leute. Sie fanden es durchaus lobenswert, daß der Schah unmittelbar vor seiner Reise in die USA die letzten 518 Dörfer, die ihm noch gehörten, unter „seinen" bisher besitzlosen Bauern aufgeteilt hat. Auch die Pläne des 43jährigen Staatsgastes, in seinem Land innerhalb von zwanzig Jahren eine „moderne Gesellschaft" aufzubauen, stieß auf wohlwollende Gemüter.

Eine Frage indessen ließ sich nicht unterdrücken: „Weshalb eigentlich müssen wir dafür immer tiefer in die Tasche greifen?" Persien war nie Kolonie, Persien trug nie gezwungenermaßen zur westlichen Wohllebe bei, hat also keinen legitimen Anspruch auf Entschädigung für erlittene Fremdherrschaft.

Der Sowjet-Buhmann mußte wieder herhalten, die gewünschten Gelder flüssig zu machen. Völlig zu Recht fürchtet der Schah eine revolutionäre Explosion für den Fall, daß der Lebensstandard im russischen Nachbarland immer weiter steigt, der Lebensstandard in Persien aber bleibt wie er ist.

Dieser drohenden Explosion vorzubauen jedoch, hat Persien selber noch immer weniger getan als der von Finanzwünschen aus aller Welt bedrängte Westen bisher tun mußte.

Kennedy mochte wohl geahnt haben, daß die persischen Majestäten dem majestätenfreundlichen Amerika diesmal nicht recht behagen würden. Diplomatisch verzichtete er schon beim Empfangsdiner darauf, allzu laut auf gegenseitige Freundschaft und Zusammenarbeit zu toasten — was nur zu Überlegungen über die Kosten dieser Freundschaft geführt hätte. Kennedy charmierte.

Er ließ Erfahrungen aus Paris aufleben, die er mit dem Schah gemeinsam hat: „Wir beide", schmunzelte er, „hätten, statt auf Staatsbesuch nach Frankreich zu gehen, ruhig zu Hause bleiben können. Denn die Franzosen wollten ohnehin nicht uns, sondern unsere Frauen sehen."

Jackie lächelte, die Kaiserin nestelte an ihrem brillanten- und korallenbestickten Dior-Kleid, der Schah blickte belustigt.

Er war's zufrieden. Hatte er doch auf Anhieb fünfzig Starfighter-Flugzeuge bekommen, die neue Lasten ins Land bringen (500 000 Mark Ausbildungskosten pro Pilot), die ihn aber auch in die Lage versetzen, gefürchtete etwaige Angriffe aus dem Irak oder aus dem weit entfernten Ägypten zu begegnen.

Wenige Tage später ging der persische Kaiser zum Weltbankpräsidenten Eugene Black, um mit ihm zu besprechen, wie man auch außeramerikanische Kreditquellen erschließen könne: auch Quellen in der Bundesrepublik.

Persische Studenten (die sich immer rasch erhitzen) demonstrierten derweilen in New York gegen ihren Landesherrn und forderten: „Keinen Pfennig mehr für den Schah. Das Volk hat doch nichts davon . . ." ■


DIE
CIGARETTE,
DIE UNS
FREUDE
MACHT
20
MURATTI
CIGARETTEN
MURATTI
BERLIN
MURATTI
PRIVAT
MURATTI PRIVAT
FILTER TIPPED
20 Stück DM 1,75

Mit der Oscar-Verleihung ist das künstlerische Wettrennen in der Schell-Familie entschieden. Mutter, Schwestern, Bruder und Papa strahlen:

Maximilian unser bestes Stück

Stolz auf ihre Kinderschar war Mutter Margarethe Schell (1) schon, als das Jüngste noch in den Windeln lag. Stolz ist sie auch heute: Maria (2) ist im Begriff, vom Filmstar zur Produzentin zu avancieren. Carl (3) spielt Theater in Deutschland und filmt in Italien. Maximilian (4) brachte den „Oscar" nach Hause. Immy (5) pflegt die Familien-Tradition mit Bühnen- und Fernsehrollen. Auch Mama mischt noch mit. Bei der Münchner Aufführung des Theaterstücks „Es bleibt in der Familie" führte sie Regie







Wir Schweizer", sagt Carl Schell, „sind Individualisten." Sie müssen Superschweizer sein, die Schells. Denn nur so ist es zu erklären, daß sie sich nach der Rückkehr von Maximilian Schell aus Hollywood nicht zu einer großen Familienfeier zusammenfanden. Immerhin hatte Max den „Oscar" mitgebracht. Doch bei seiner Ankunft auf dem Münchner Flughafen begrüßten ihn weder Eltern noch Geschwister. Sie fühlen sich eben als Individualisten, die Schells! Dabei sind sie, abgesehen vom Vater, gar keine Schweizer. Mutter Margarethe stammt aus Österreich, und die vier Kinder wurden in Wien geboren. Von der Mama lernten sie das ABC der Schauspielkunst, vom Papa, dem Schriftsteller, die geschliffene Sprache.

Lesen Sie weiter auf Seite 72





Als pausbäckiger Tirolerbub

ahnte Maximilian Schell (oben) noch nichts von seiner Zukunft, seiner Karriere, seinem Erfolg. Maria (Bild links, mit einer Freundin), war für ihn damals noch die ältere Schwester, die man an den Haaren ziehen konnte — und nicht das Aushängeschild der Familie. Fünfzehn Jahre später stellte Maximilian die erfolgreiche Schwester in den Schatten: er bekam den „Oscar", die höchste Auszeichnung, die der Film zu vergeben hat. Obwohl Max vorher schon im deutschen Film Lorbeeren erntete, gelang ihm erst in Hollywood („Das Urteil von Nürnberg") der große Wurf. Jetzt hat auch der europäische Film einen Spitzenplatz für ihn. Zusammen mit der „Oscar"-Gewinnerin Sophia Loren dreht Max in Hamburg „Die Gefangenen von Altona"



Ihre Tränen und ihre Gesten

haben Maria Schell zu Weltruhm verholfen. Sie forderten aber auch die Kritik heraus. Das „Seelchen" des deutschen Films war vielen zu gefühlvoll. Den ersten Schauspielunterricht bekam Maria von der Mutter. Und noch heute sind sich Margarethe Schell (links) und ihre älteste Tochter in der Mimik zum Verwechseln ähnlich. Jahrelang war die Schell der erfolgreichste Star in Deutschland. Filme wie „Die letzte Brücke", „Die Ratten", „Rose Bernd" brachten ihr künstlerische Anerkennung und den Produzenten volle Kassen. Dann ging Maria für einige Zeit nach Hollywood. Um viele Erfahrungen reicher, aber ohne „Oscar" kehrte sie zurück. Jetzt hat sie neue Pläne: in eigener Produktion will sie „Maria Stuart" verfilmen. Mit Maria Schell in der Titelrolle



Deutschland, das vor fünfzehn Jahren durch Marshallplan-Gelder wirtschaftlich am Leben erhalten wurde, ist heute die zweitgrößte Industriemacht der westlichen Welt. Deutschland hat erreicht, was kein Mensch für möglich hielt: es besitzt den größten Gold- und Devisenhort unter allen europäischen Ländern. Deutschland hat die Vereinigten Staaten in ihrem „klassischen" Exportartikel, dem Auto, geschlagen. Die Deutsche Mark wird vom amerikanischen Schatzamt zur Reservewährung erklärt, also dem Gold gleichgestellt. REVUE bringt die Anatomie eines Wunders: die Geschichte des Aufstiegs der Bundesrepublik. REVUE untersucht an dem Beispiel bedeutender Industriegruppen und bekannter Unternehmer, wie es dazu kam. Dieses Thema geht alle an. Denn der Wiederaufstieg Deutschlands darf nicht gefährdet werden

Deutschlands Wiederaufstieg

Anatomie eines Wunders • Von MERKUR

Das Erbe der Krupps

Der Name ist ein Begriff in der ganzen Welt — und dennoch ist fast alles falsch, was über Krupp erzählt wird. Selten haben sich Legenden und Gerüchte als so zählebig erwiesen wie die über den Konzern in Essen und die Familie, der er gehört. Nicht nur im Ausland, auch bei uns hält man Krupp für das größte deutsche Industrieunternehmen, was es schon lange nicht mehr ist. In der landläufigen Vorstellung ist Krupp ein Werk, in dem vor allem Eisen und Stahl erzeugt werden — daß heute chemische Erzeugnisse, Zahnprothesen und Atomreaktoren dort produziert werden, hat man kaum zur Kenntnis genommen.

Die Überzeugung, daß die Familie Krupp ihre großen Geschäfte in den Kriegen gemacht hat, gilt als gesichertes Wissen. In Wirklichkeit war der



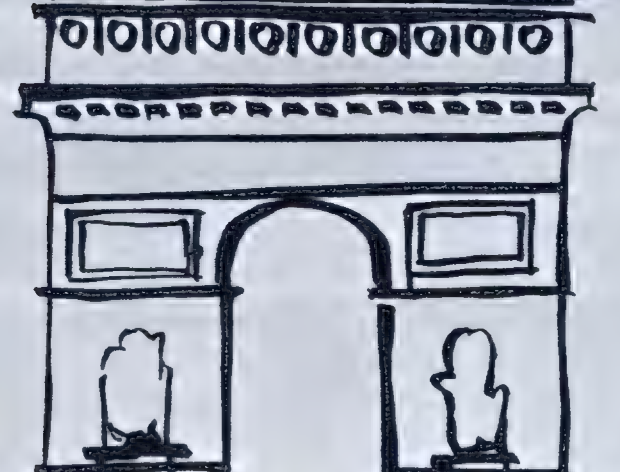


Dieser Herr, meine Damen,
trägt ein Hemd á la Paris.
Sie erkennen es sofort
an dem wundervollen Schnitt.
Dieses Hemd, meine Herren,
schenkt uns
die besond're Note
liebenswerter Eleganz,
schenkt uns –
echt Pariser Chic!



... das Hemd mit dem Pariser Chic!

100% NYLON   Von A bis Z auf Qualität geprüft!





Deutschlands Wiederaufstieg

Umsatz 1920 viel größer als in den Jahren des Ersten Weltkriegs, und heute ist allein der Export des Krupp-Konzerns fast so groß wie die gesamte Produktion in den ersten Jahren des Zweiten Weltkriegs. Zahlen beweisen eindeutig, daß Krupp am Frieden mehr verdient als am Krieg.

Wahrscheinlich stimmt noch nicht einmal die Ansicht, daß Krupp der reichste Mann in Europa ist.

Von den zahllosen Legenden über Krupp stimmt nur eine einzige mit der Wirklichkeit überein: die Behauptung, daß der Konzern weniger einem normalen Industrieunternehmen als einem monarchisch regierten Kleinstaat gleicht.

Tatsächlich ist Alfried Krupp von Bohlen und Halbach nicht einfach „ein Industrieller" — er ist der letzte unumschränkte Herrscher über ein industrielles Imperium. Alle großen Familien aus der Frühzeit des Kapitalismus hat inzwischen das Schicksal erreicht, zur „Gruppe" zu werden: die Haniels in Deutschland, die Schneiders in Frankreich, die Rothschild, Stinnes, Thyssen. Der Besitz, der einmal in einer Hand zusammengefaßt war, hat sich durch wirtschaftliche Umstellungen, politische Wirren und vor allem durch Erbteilungen immer weiter aufgesplittert. Natürlich sind die Angehörigen dieser Familien der „Gründerjahre" noch allesamt sehr reiche Leute — aber Macht üben nur noch wenige von ihnen aus. Es will schon etwas bedeuten, wenn zum Beispiel Angehörige der Familie Thyssen noch „Großaktionäre" bedeutender deutscher Stahlunternehmen sind: sie können einen bestimmenden Einfluß ausüben. Aber „Alleinherrscher" gibt es nicht mehr.

Mit einer einzigen Ausnahme: Krupp.

Einst in Villa Hügel: Lebensstil wie beim Kaiser

Eigentlich ist Krupp gar keine Familie, sondern eine Dynastie. Das ist durchaus wörtlich zu verstehen. Schon der Name ist nicht „bürgerlich": von Rechts wegen müßte der gegenwärtige Besitzer des Konzerns nur „von Bohlen und Halbach" heißen. Lediglich durch ein Sondergesetz, das Kaiser Wilhelm II. erlassen hat, ist dem jeweils ältesten Sohn der Familie von Bohlen und Halbach gestattet, seinem Namen den Zusatz Krupp voranzustellen.

Auch die Erbfolge ist wie in einem Fürstenhaus geregelt: entgegen der gesetzlichen Erbfolge nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch erbt lediglich der älteste Sohn, eben „Krupp". Die anderen Söhne und Töchter gehen „leer" aus — wobei das natürlich nicht bedeutet, daß nicht aus dem großen Vermögen auch für sie etwas abfällt. Kein von Bohlen und Halbach wird wohl jeweils materielle Sorgen haben müssen — aber der Konzern bleibt ungeteilt. Im Besitz des einzigen Krupp, des jeweils ältesten Sohnes. Auch das wird durch die vom Kaiser erlassene „Lex Krupp" geregelt.

Früher legte die Familie Wert darauf, ihre „monarchische" Stellung auch nach außen hin zu betonen. In der pompösen Villa Hügel wetteiferte Alfrieds Vater, Gustav Krupp von Bohlen und Halbach, mit dem Lebensstil des Kaiserhofs. Wenn Gäste geladen waren, die im Rang den Krupps nicht gleichwertig waren, wurde dem patriarchalischen Hausherrn und seiner Frau zuerst serviert. Für Alfried, den künftigen Milliardenerben, bedeutete das oft, daß er hungrig vom Tisch aufstehen mußte. Sobald nämlich Bertha und Gustav Krupp gegessen hatten, wurden von den Lakaien sämtliche Teller vom Tisch entfernt. Am untersten Ende der Tafel bekam man so manchmal nicht einmal den Geruch der Speisen in die Nase.

Diese Zeiten sind lange vorbei. Alfried hat sich in angemessener Entfernung von der Villa Hügel einen modernen Bungalow gebaut und führt ein zurückgezogenes Leben. Der Monsterbau, einst das repräsentative Zentrum des Konzerns, dient heute nur noch zu Festveranstaltungen oder Ausstellungen. Von „monarchischem Stil" kann keine Rede mehr sein.

Geblieben aber ist der Nimbus.

Diesem Nimbus des Namens Krupp sind schließlich sogar die Männer erlegen, die ihn für immer zerstören wollten. Es gehört zu den seltsamsten Geschichten der an unglaublichen Ereignissen wirklich nicht armen Jahre des deutschen Wiederaufstiegs, daß ausgerechnet die Alliierten schließlich ungewollt Krupps Ausnahmestellung bestätigten.

„Ich werde wieder aufbauen!"

Die Geschichte beginnt mit einem Verhör im Jahr 1946.

Alfried Krupp von Bohlen und Halbach saß einem amerikanischen Offizier gegenüber.

„Und was haben Sie für Zukunftspläne", fragte der Amerikaner unter anderem den Deutschen.

Der schlanke Mann mit dem hageren Gesicht, das in Romanen so gerne britischen Lords zugeschrieben wird, zögerte nicht mit der Antwort:

„Nun — ich denke, ich werde meine Unternehmen wieder aufbauen."

Aus dem Mund Alfried Krupps mußten diese Worte damals wie blanker, ohnmächtiger Hohn klingen. Das Verhör, in dem sie fielen, diente der Vorbereitung eines Prozesses, in dem Krupp nachgewiesen werden sollte, daß er ein Kriegsverbrecher war. Seine Werke aber waren beschlagnahmt, und der britische Kontroll-Offizier erklärte: „Die Krupp-Werke in Essen werden völlig demontiert und zerstört. Es wird hier kein Schornstein mehr rauchen. Auf dem Gelände der Gußstahlfabrik werden Parks und Wiesen entstehen."

Tatsächlich wollten die Alliierten die Krupp-Werke für immer ausschalten. Noch mehr als die IG-Farben war dieser Konzern für sie das Symbol der industriellen Macht Deutschlands gewesen — einer Macht, die dazu mißbraucht worden war, zweimal unseren Kontinent mit Krieg zu überziehen. Als irgend jemand den Vorschlag machte, das Volkswagenwerk zu demontieren, das zehn Jahre später Englands gefährlichster Konkurrent auf dem Weltmarkt werden sollte, winkte man in London uninteressiert ab. Was war schon der VW? Krupp sollte ausgeschaltet werden.

So mag es unverständlich sein, was dem Erben des Konzerns die Gewißheit gab, daß er sein Imperium eines Tages wieder werde übernehmen können. Der Vernehmungsoffizier bohrte nicht weiter, weil die Worte — wie es Alfrieds Art ist — weniger selbstbewußt als nachdenklich klangen. Man hat immer den Eindruck, daß es Alfried Krupp von Bohlen und Halbach eher als Bürde denn als Glück empfindet, Besitzer eines der größten Vermögen der Welt zu sein.

So will man auch nicht glauben, daß es der Nimbus des eigenen Namens war, der Krupp die Gewißheit — „Ich werde wieder aufbauen" — gab.

Die Alliierten aber, damals noch seine erklärten Feinde, waren dem Nimbus des Namens Krupp bereits wieder erlegen. Noch lebte Gustav Krupp, sein Vater. Er war der eigentliche Konzernherr. Und seinen Entschlüssen und Handlungen galt der Prozeß.

Aber Gustav Krupp lag im Sterben, er war nicht mehr verhandlungsfähig. Doch die Amerikaner brauchten einen Krupp vor Gericht: also mußte der Sohn für seinen Vater einstehen, obwohl er bei dem patriarchalischen Regime sicher keinen großen Einfluß auf die Entscheidungen innerhalb des Konzerns gehabt hatte. Doch der Nimbus war stärker als die Grundsätze des Strafrechts: ein Krupp mußte vor Gericht.

Am 31. Juli 1948 wurde Krupp zu 12 Jahren Gefängnis und der Einziehung seines gesamten Vermögens verurteilt.

Zwar glaubte niemand, daß ein Krupp jemals an den Bettelstab gebracht werden könne — aber die Geschichte des Konzerns schien zu Ende zu sein. Krupp wäre zwar auch nach „Einziehung des gesamten Vermögens" wahrscheinlich kein armer Mann gewesen, aber niemand glaubte damals daran, daß er jemals wieder zu den reichsten Männern der Erde zählen werde.

Daran glaubte man selbst dreieinhalb Jahre später nicht, als Alfried Krupp in einem Wäscheauto das Gefängnis von Landsberg verließ. Der amerikanische Hochkommissar McCloy hatte ihn und alle verurteilten Krupp-Direktoren begnadigt. Auch die Vermögensbeschlagnahme wurde aufgehoben, aber Krupp blieb es verboten, seine Werke zu betreten oder sich auch nur von seinen Direktoren unterrichten zu lassen.

Der Zustand war unhaltbar. Die Alliierten hatten inzwischen eingesehen, daß man in der ersten Aufwallung einen Entschluß gefaßt hatte, der juristisch und moralisch nicht hieb- und stichfest war. Der bei Kriegsende 39 Jahre alte Alfried Krupp war nicht mehr und nicht weniger schuldig als Millionen andere Deutsche, die Krupp-Werke waren nicht nur eine „Waffenschmiede", sondern ein Wirtschaftsunternehmen, ohne das die Großstadt Essen nicht leben konnte. Es gab keinen Grund mehr, den Konzern zu zerstören (die Demontagen waren längst beendet) — und keinen Grund, Alfried Krupp von seinem Besitz fernzuhalten.

Und doch: man wollte und konnte Krupp nicht einfach wieder in alle seine Rechte einsetzen — er war noch immer ein „Symbol". Die Alliierten wollten wenigstens ihr Gesicht wahren.

„Friedensvertrag" zwischen Krupp und den großen Drei

So kam es zu dem vielleicht größten Triumph, den der Name Krupp jemals erzielen konnte. Der 46jährige Alfried Krupp von Bohlen und Halbach schloß im Frühjahr 1953 mit Amerika, England und Frankreich eine Vereinbarung über die Rückgabe seiner Werke.

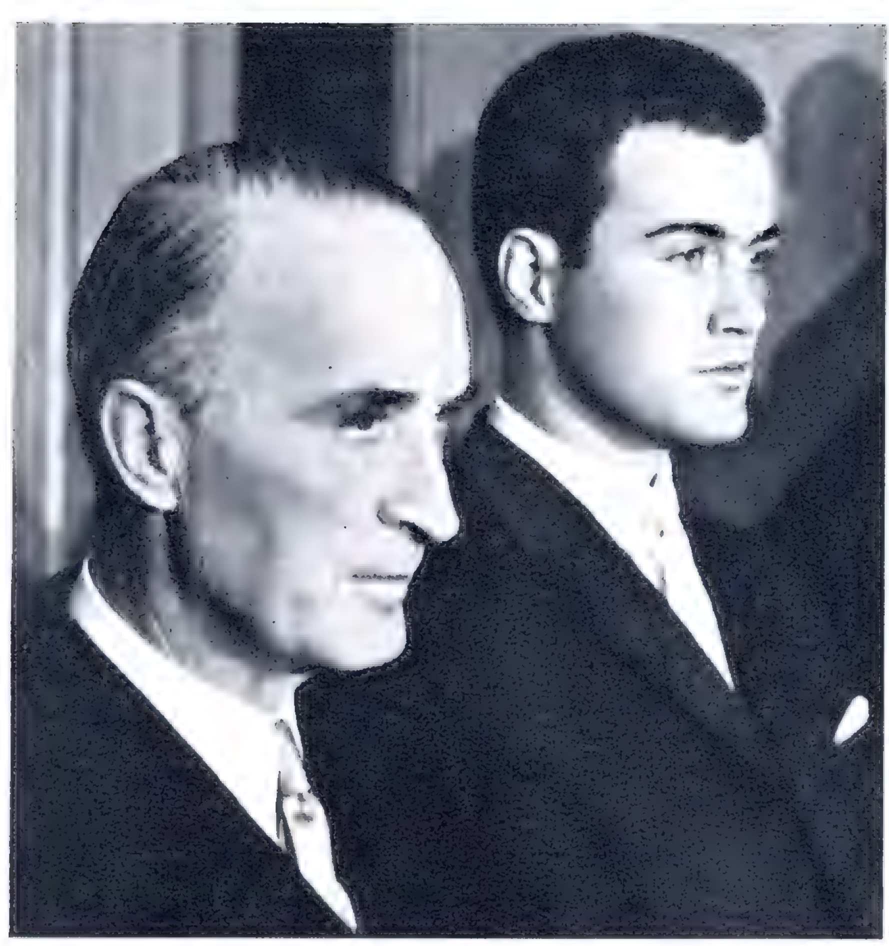
Dieser Vertrag ist das einzige Abkommen, das zwischen einem deutschen Privatmann und den Regierungen von drei Großmächten getroffen wurde. Durch ihre Unterschriften bestätigten die Vertreter der Siegermächte, vielleicht unbewußt, die besondere Stellung des Mannes, den sie fünf Jahre früher verurteilt und enteignet hatten.

Krupp mußte sich in dem Vertrag verpflichten, nie wieder Kohle und Stahl zu produzieren. Das war praktisch die einzige Auflage, die ihm gemacht wurde: bis spätestens 1958 sollte er seinen gesamten Besitz an Kohlenzechen und Hüttenwerken verkaufen müssen.

Am 12. März 1953, nachdem die Unterschrift unter den „Friedensvertrag" zwischen Krupp und drei Staaten geleistet worden waren, konnte er die Leitung seines Konzerns wieder in die Hand nehmen. Unter dem Jubel von Tausenden alter „Kruppianer" kehrte er nach Essen zurück: ein König, der nach acht Jahren Verbannung wieder von seinem Reich Besitz ergreift.

Doch Alfried Krupp wußte, daß die

Deutschlands Wiederaufstieg



Die letzten Krupps Vater Alfried Krupp und Sohn Arndt — auf ihren Schultern ruht die Macht einer Industrie-Familie, deren Untergang 1945 besiegelt schien. Die Alliierten verurteilten Krupp im Prozeß von Nürnberg, die Werke sollten demontiert werden. Doch schon am 3. Februar 1951 wurde Krupp aus Landsberg entlassen, im Frühjahr 1953 gab man ihm seine Werke — mit Vorbehalten — zurück



Der erste Bevollmächtigte Berthold Beitz, 48 Jahre, Sohn eines Bankbeamten aus Pommern, machte eine der kühnsten Karrieren der Nachkriegszeit. Heute präsidiert „Krupps junger Mann" (Mitte) unter den Bildern der Krupp-Ahnen dem Konzerndirektorium. Beitz hat die wirtschaftliche und organisatorische Form der Werke gegen härtesten Widerstand von Grund auf verändert

Zeiten der absoluten Monarchie auch in der Wirtschaft vorbei sind.

Es ist vielleicht die größte Leistung dieses stillen und nachdenklichen Mannes, der so wenig wie kaum ein anderer den Klischeevorstellungen von einem „modernen Unternehmer" entspricht, daß er den Zusammenhalt des riesigen Konzerns wahren konnte, ohne jemals den Versuch zu machen, das patriarchalische Regiment seiner Vorfahren wieder herzustellen. Es dauerte nicht viel länger als ein halbes Jahr, bis der Monarch sich einen Premierminister holte. Diesem Mann, der heute die Geschicke des Konzerns weit intensiver beeinflußt als der Besitzer selbst, hat er seitdem unerschütterlich die Treue gehalten.

Berthold Beitz, den Krupp am 1. November 1953 als seinen „Generalbevollmächtigten" engagierte, ist inzwischen in Deutschland fast so zu einem Begriff geworden wie Heinz Nordhoff. Beide lassen sich auch, bei allen Unterschieden der Charaktere, gut miteinander vergleichen. Sie verkörpern den Typus des modernen Managers, der nicht zimperlich, sondern zupackend ist — vital, ehrgeizig und weniger auf Tradition als auf Erfolg bedacht. Beide haben in den letzten zehn Jahren imponierende Leistungen vollbracht, und beide scheinen sich auch in ihrer äußeren Stellung zu gleichen. Sowohl Beitz als Nordhoff sind „Angestellte": Unternehmer, die für ein Werk arbeiten, das ihnen nicht gehört.

Beitz regiert 100 000 Angestellte und 5 Milliarden

Doch die äußeren Parallelen täuschen. Zwar ist Nordhoff der „ungekrönte König von Wolfsburg", aber er ist doch immerhin einem Aufsichtsrat verantwortlich und muß einmal im Jahr Rechenschaft vor der Hauptversammlung ablegen. Beitz dagegen ist völlig unabhängig — nur Alfried Krupp selbst könnte ihm „dreinreden", aber er beschränkt sich auf die Rolle des Monarchen, der nicht in die Regierungsgeschäfte eingreifen will. Einige unbedeutende Vorbehalte soll er sich ausbedungen haben, im übrigen aber ist Berthold Beitz unangefochtener Chef des Unternehmens, Herr über einen Konzern von 5 Milliarden Mark Jahresumsatz und mit mehr als 100 000 Angestellten und Arbeitern.

Doch diese Stellung ist dem heute 49 Jahre alten, gebürtigen Pommern nicht mühelos zugefallen. Er mußte sie sich erkämpfen — allerdings erst, nachdem er bereits engagiert war.

Zunächst könnte man den Eindruck gewinnen, die Karriere von Berthold Beitz entspreche ziemlich genau dem Bild, das in Romanen gerne vom Aufstieg junger Manager gezeichnet wird. Berthold Beitz, vor dem Krieg Bankangestellter und später bei der Deutschen Shell AG, war 1945 ebenso mittellos wie Millionen Deutscher. Er arbeitete als landwirtschaftlicher Arbeiter und wohnte mit Frau, Schwiegereltern und Kind in einer Gartenlaube.

Er ist geradezu ein Symbol für die verworrenen Zeiten der ersten Nachkriegsjahre und für den steilen Aufstieg, den Deutschland seitdem erlebt hatte. In jenen Jahren ging es Berthold Beitz schlechter als seinen späteren Untergebenen: die 60 000 Menschen, die bei Krupp arbeiteten, hatten es besser als der Flüchtling und Landarbeiter Beitz. Dafür konnte Beitz sich später sagen, daß er immer noch glücklicher war als sein Arbeitgeber, der damals in Untersuchungshaft saß.

Für Beitz begann das private Wirtschaftswunder 1946 mit einer Begegnung mit seiner früheren Sekretärin. Sie wußte, daß die Briten einen Chef für das Aufsichtsamt über das private Versicherungsgewerbe brauchten. Beitz hatte keine Ahnung von Versicherung — aber er konnte organisieren. Wenn er geworden wäre, wovon viele Menschen träumten, wäre seine Karriere zu Ende gewesen: man bot ihm später an, Beamter mit Pensionsberechtigung zu werden. Beitz lehnte ab.

Ein Jahr nach der Währungsreform engagierte ihn die Versicherungsgesellschaft Iduna-Germania als Generaldirektor. Durch eine geschickte Geschäftspolitik und eine glückliche Fusion brachte Beitz das Unternehmen vom 16. auf den 3. Platz in der deutschen Versicherungswirtschaft. Ohne falsche Zurückhaltung läßt der heutige Krupp-Generalbevollmächtigte diese Erfolge auch in den offiziellen Informationen des Hauses Krupp deutlich zum Ausdruck kommen.

Ein vitaler, erfolgreicher Manager — von vielen um seine Erfolge, aber auch um sein Organisationstalent und seine Begabung in der Behandlung von Menschen beneidet. Beitz war mit 40 Jahren „ganz oben" — jedenfalls mußte er selbst das annehmen.

Krupp kauft nicht bei Krupp

Doch da begann erst seine „Karriere". Beitz bestellte bei dem Essener Bildhauer Sprenger eine Bronzeplastik für sein neues Direktionsgebäude. Durch einen Zufall lernte er dort Berthold von Bohlen, den Bruder Alfrieds, kennen, schließlich auch Alfried selbst. Sie trafen sich zum Schilaufen in St. Moritz, sie trafen sich in Hamburg — es war offensichtlich, daß der scheue Krupp in dem vitalen Beitz den möglichen Statthalter für sein Industrie-Imperium erkannte.

Damals faßte Krupp den großen Entschluß. Er wußte, daß sein Konzern völlig umgebaut werden mußte — und er wußte auch, daß er selbst nicht der Mann für eine Radikalkur war.

Beitz wurde engagiert.

Und er wurde mit eisiger Ablehnung empfangen.

Wieder ist es das Bild von der Dynastie, vom Hofstaat, das sich einem aufdrängt. 1953 konnte das Haus Krupp auf eine fast 140jährige Tradition zurückblicken, eine Tradition, die in Schulbüchern verherrlicht, in Streitschriften bekämpft und vom Hause selbst immer liebevoll gehegt und auch manchmal „bearbeitet" worden war. Die Direktoren eines solchen Industrie-Imperiums stellten eine Art „Verdienstadel" dar, eine traditionsbewußte Elitetruppe, die eifersüchtig auf ihre Vorrechte achtete und alle Neuerungen als unerwünschte „Störungen des Gleichgewichts" ansah.

Für sie war Beitz, etwas abfällig als „Krupps junger Mann" bezeichnet, ein Eindringling.

Der neue Generalbevollmächtigte nahm den Kampf auf — vital und mit einem fest umrissenen Ziel. Er wollte die „unhandliche" Struktur des Konzerns zerbrechen und an ihre Stelle einen Wirtschaftsaufbau setzen, der modernen organisatorischen Vorstellungen entsprach. Gerade dieses Ziel brachte ihn in schärfsten Gegensatz zu den Krupp-Direktoren, die bisher gewohnt waren, in ihrem Bereich wie Herzöge völlig selbständig zu schalten.

Schließlich brach Beitz auch noch mit einer geheiligten Krupp-Tradition. Immer war es Sitte gewesen, daß „Krupp bei Krupp kauft". Mit anderen Worten: Aufträge mußten zuerst innerhalb des Konzerns vergeben werden, wobei der Käufer auch schlechtere Bedingungen in Kauf nehmen mußte. Beitz entschied: in

Lesen Sie weiter auf Seite 56



Bis zu den Tagen der Ernte steht der Tabak in allen bedeutenden Tabakanbaugebieten unter der Kontrolle der Reemtsma-Tabakexperten.

Sie beobachten, prüfen und sichern die Sorten, die das hohe Niveau der Mischung ERNTE 23 garantieren.

ERNTE 23

VON HÖCHSTER
REINHEIT

GEHIRNSTATION

Roman der Ärzte, die an das letzte Geheimnis rühren • Von A.G. Miller

Oberarzt Dr. Carl Westhaus steht vor einer der schwersten Entscheidungen seiner Laufbahn: Soll er eine Operation vornehmen, die ihm sein Chef verboten hat? Soll er den dringenden Eingriff an der kleinen Angelika Bergner wagen — obwohl Professor Hornstein, der überraschend nach Helsinki berufen wurde, bestimmte: „Angelika wird nach meiner Rückkehr operiert!" Westhaus entschließt sich zur Operation. Sie gelingt — und dennoch fürchtet er den Zorn des alternden Professors, der in letzter Zeit so sonderbar geworden ist . . .

Dr. Eva Hochhoff, die junge Kollegin, bemüht sich, Westhaus zu trösten. Gemeinsam besuchen sie eine Theaterpremiere. Und hier werden sie Zeugen eines merkwürdigen Zwischenfalls: Der Schauspieler Frank Ehrenfeld versucht auf offener Bühne, seine Partnerin zu ermorden. Am anderen Morgen hat Dr. Westhaus den Besuch eines Kriminalkommissars. Es handelt sich um den Fall Ehrenfeld. Der junge Schauspieler scheint krank zu sein, schwer krank: Er soll zur Untersuchung in Hornsteins Klinik kommen . . .

Am gleichen Tag fordert Sigrid, die hübsche Stationsschwester, Dr. Eva Hochhoff zu einer entscheidenden Aussprache heraus. Sie erklärt der verblüfften Ärztin: „Dr. Westhaus ist mit mir verlobt, lassen Sie die Finger von ihm! Ich erwarte ein Kind — wir wollen heiraten . . ."

*

Eva Hochhoff war zu verblüfft, zu erschrocken, um sich über die Tragweite der Anklagen sofort klar zu sein. Sie sah nur das zitternde Mädchen vor sich, das schluchzend unverständliche Worte stammelte und das offensichtlich knapp vor einem schweren hysterischen Anfall stand.

„Nicht hier", sagte Eva. „Kommen Sie mit auf mein Zimmer . . . dort können Sie mir alles sagen, Sigrid, ja? Bitte, kommen Sie mit!"

Sie führte die nun willenlose junge Stationsschwester, die sich kaum auf den Beinen halten konnte, den Gang entlang

Fortsetzung übernächste Seite

Foto: Jenö Kovács

Es ist da! Das neuartige Haarspray mit dem klaren Vorzug! Es hält Ihr Haar wunderbar natürlich und ist

kristallklar



GEHIRNSTATION

Zwischen Leben und Tod . . .

PROFESSOR AUGUST HORNSTEIN, Gehirnchirurg von internationalem Ruf, renommierter Chef einer renommierten Klinik, unumstrittene Autorität auf seinem Gebiet. Was er sagt, das gilt — und dennoch: Professor Hornstein gibt seiner Umgebung Rätsel auf. Merkwürdige Veränderungen scheinen neuerdings in dem mächtigen Gelehrtenkopf mit dem eisgrauen, kurzen Haar vor sich zu gehen. Bedrückt ihn etwas? Ist er überarbeitet? Oder ist es mehr als das?

DR. CARL WESTHAUS, 38 Jahre, Junggeselle, ist Oberarzt in Hornsteins Klinik — und er vor allem macht sich Sorgen um den Chef. Dabei hat Westhaus durchaus seine eigenen Probleme: er will endlich Ordnung in sein Leben bringen. Aber wenn der Beruf eine Entscheidung von ihm fordert, steht Westhaus seinen Mann . . .

SCHWESTER SIGRID, die Stationsschwester, hübsch, frisch, mit blondem Haar und braunen Augen, trägt ihre Schwesterntracht, als sei sie ein Modellkleid. Sie ist der Lichtblick in diesem Haus der Kranken — aber für Dr. Westhaus möchte Sigrid mehr sein als eine tüchtige Krankenschwester und eine zuverlässige Arbeitskraft . . .

DR. EVA HOCHHOFF, die jüngste Kollegin in Hornsteins Klinik und eine entfernte Verwandte des Chefs. Eine begabte Ärztin, ein sympathischer Mensch — und eine schöne junge Frau mit einem eigenwilligen Gesicht unter kastanienbraunem Haar, mit schräggestellten grünen Augen und einem vollen lachbereiten Mund . . .

VIOLA RÖMER ist eine begnadete Pianistin. Der Beifall der Kenner gilt ihrer Kunst — aber das Interesse der Masse ihren Skandalen, ihren Szenen, ihren vermeintlichen Star-Allüren. In Wirklichkeit jedoch ist diese Frau unglücklich — und krank, sehr krank. In Professor Hornsteins Klinik sucht Viola Römer jetzt Heilung und Hilfe . . .

und die Treppe hinauf. Zu allem Überfluß begegneten sie nicht nur einer Reihe von promenierenden Patienten, sondern auch einem der Ärzte, Dr. Ferris, dem sein Gruß im Halse steckenblieb, als er das verweinte Gesicht Sigrids sah.

Eva Hochhoff atmete auf, als sie den Flur hinter sich hatten.

„Bitte, Sigrid, setzen Sie sich. Nein, nicht auf diesen fürchterlichen Stuhl . . . da, in den Sessel. Eine Zigarette?"

Sigrid nickte. Wie nebenbei bemerkte Eva, daß ihre Hände zitterten, als sie das Feuerzeug anknipste.

„Also — was wollten Sie mir sagen?"

„Ich habe Ihnen alles gesagt", antwortete Sigrid. Ihre Stimme war fester geworden, in ihren Augen flackerten wieder das Mißtrauen und der Haß auf.

„Ja, ja, natürlich", sagte Eva hilflos. „Aber . . ."

„Bis Sie kamen, war er ganz anders." Ja, das war es: Carls Liebe zu ihr, Sigrid, war nicht von selbst allmählich erkaltet. Die Schuld lag bei dieser jungen Ärztin, die ihr gegenübersaß, schön, selbstbewußt, ruhig, als ginge sie das alles nichts an. „Sie können es nicht wissen", sprach Sigrid weiter, schneller, lauter, „Sie haben ja keine Ahnung, wie er früher war. Wir — wir haben uns sehr geliebt. Und ich weiß, daß er mich immer noch liebt. Ich bekomme ein Kind von ihm. Und er, er hat versprochen, mich zu heiraten. Und dann kamen Sie! Wir waren sehr glücklich, oh, wie sehr . . . bis . . ."

Sie verstummte.

Eva meinte, daß sie etwas sagen, richtigstellen müsse. Auf der Stelle. Aber ihre Kehle war wie zugeschnürt. Erst jetzt begriff sie langsam. Erst jetzt begann sie zu verstehen, daß das alles, was sie anhören mußte, sie betraf, sie selbst, ihre Träume, ihre heimlichen Wünsche — Träume und Wünsche, die vergingen wie Nebelschleier, die ein eisiger Nordwind beiseite fegt. Zurück blieben Leere, Kälte und der bohrende, ziehende Schmerz in der Brust. Es gab keine Hoffnungen mehr, sie waren von diesem Mädchen vor ihr erstickt worden, kaum daß sie zu keimen begonnen hatten. Nichts würde ihr bleiben als eine unstillbare Sehnsucht. Und als Eva sich endlich so weit gefaßt hatte, daß sie antworten konnte, tat ihr jedes Wort weh.

„Sie irren sich, Sigrid", sagte sie und wunderte sich selber, wie fest ihre Stimme klang. „Dr. Westhaus und ich sind nur Kollegen. Weiter nichts. Ich habe nie daran gedacht, ihm etwas anderes zu sein. Und er hat in mir nie etwas anderes gesehen als nur eine Kollegin."

„Aber . . ."

„Es gibt kein Aber. Sie können beruhigt sein, Sigrid. Denken Sie an ihn und an — sein Kind. Fassen Sie es nicht als eine Last, sondern als ein Geschenk auf. Es muß wunderbar sein, von einem Mann, den man liebt, ein Kind zu bekommen. Denken Sie daran, wenn Sie jetzt weggehen. Und — und ich bin überzeugt, er liebt Sie noch. Viel Glück, Sigrid."

★

Die Operation der Konzertpianistin Viola Römer hatte Professor Hornstein, ohne einen Grund für seine Entscheidung anzugeben, auf den Montag verschoben. Anschließend, so ließ er seine Mitarbeiter wissen, wollte er in Urlaub. Endgültig und unwiderruflich.

Am Sonntag hatte Oberarzt Dr. Westhaus den Dienst für seinen jungen Kollegen Fröhlich übernommen. Fröhlich war zu ihm gekommen, er habe, wie er eingestand, eine ganz tolle Bekanntschaft gemacht, ein „verboten" hübsches und aufregendes Mädchen, und, als i-Tüpfelchen, die verwöhnte Tochter eines reichen Fabrikanten. „Geld wie Heu . . . soll mit ihr wegfahren, stellen Sie sich das vor! Irgendwohin zu einer exklusiven Party . . ."

„Mit Ihrem Roller?" hatte Dr. Westhaus lächelnd gefragt.

„Wo denken Sie hin! Sie hat doch einen Alfa Romeo . . ."

„Und da soll ich . . .?"

„Also, Herr Oberarzt, ich dachte . . ."

„Fahren Sie nur. Kapern Sie das Mädchen. Wenn Sie sich beeilen, mache ich den Trauzeugen."

So verbrachte Dr. Westhaus den Nachmittag in der Klinik und versuchte, sich mit einem Kriminalroman abzulenken. Aber es gelang ihm nicht. Sein eigenes Problem verdrängte immer wieder das Interesse an der Aufklärung des Mordfalles Murphy.

Wenn Sigrid wirklich ein Kind von ihm erwartete — und er hatte keinen Grund, an ihren Worten zu zweifeln —, mußte er sie heiraten, das war klar. Aber wie sollte es weitergehen?

Ausgerechnet jetzt, dachte er.

Es handelte sich nicht nur darum, daß er ihre Nähe in der letzten Zeit kaum noch ertragen konnte. Daß sie ihm, kurz gesagt, auf die Nerven ging mit ihrem ewig vorwurfsvollen Gesicht. Eine Ehe auf solcher Basis mußte sich zu einer Katastrophe entwickeln. Und seine Zukunft war schon ungewiß genug.

Hier, in der Klinik Professor Hornsteins, konnte er nicht bleiben. Aber wohin? Das Angebot aus Teheran war trotz aller Bestimmtheit, mit der ihm ein Freund geschrieben hatte, doch ein wenig zu nebulös. Allein könnte er es ja versuchen. Mit Familie war es kaum zu verantworten.

Anderswo in Deutschland sah er jedoch zu geringe Chancen, als daß es ihn reizen konnte, überhaupt zu versuchen, Fuß zu fassen. Die wahren Gründe, weshalb er Hornstein verlassen wollte, würden sich schnell herumsprechen. Die Fachärzte Deutschlands, ja ganz Europas, kannten einander. Kongresse, Beratungen . . . Einen Arzt, der aus der Reihe tanzte, mochte man nicht.

Eine eigene Praxis?

Gar nicht daran zu denken. Kostete viel zuviel Geld.

Je länger er darüber nachdachte, desto verzwickter erschien ihm seine Geschichte. Und er war fast dankbar für die Ablenkung, als Schwester Alma an die Tür klopfte und ihn verständigte, daß der Bauer Weiß mit seinem ältesten Sohn da sei. Er, Dr. Westhaus, wollte ja mit ihnen sprechen.

„Führen Sie die beiden herein", sagte Dr. Westhaus, der über seinen eigenen Sorgen ganz vergessen hatte, daß er die Unterredung mit den zwei Dickschädeln selbst gewünscht hatte.

Die Männer nahmen nach wiederholter Aufforderung zögernd Platz. Der Bauer Weiß war grobknochig, untersetzt und hatte ein Gesicht wie aus Stein gemeißelt. Sein Sohn, der ihm sehr ähnelte, war nur etwas schlanker und größer. Beide trugen ihre guten Anzüge aus schwerem, schwarzem Tuch, beide saßen in derselben Pose da, die Beine etwas auseinandergestellt, die großen, abgearbeiteten Hände auf den Knien. Und beide sahen Dr. Westhaus schweigend und mißtrauisch an.

„Sie sind in keiner Krankenkasse?" fragte Dr. Westhaus.

„Wir haben unser Lebtag nie einen Doktor gebraucht!" sagte der Alte langsam, als müßte er jedes Wort genau abwägen, bevor er es aussprach.

„Aber jetzt brauchen Sie einen. Ihre Frau ist sehr krank."

Die beiden schwiegen.

„Sie hat einen Tumor", fuhr der Oberarzt fort. „Wir müssen sie operieren. Die furchtbaren Kopfschmerzen in der letzten Zeit kamen vom Tumor, und deshalb kann sie auch immer schlechter sehen."

„Wieviel kostet das?" fragte der Alte knapp.

Der Oberarzt nannte den Preis.

Vater und Sohn wechselten einen Blick, und Dr. Westhaus hatte das Gefühl, die beiden würden sich verstehen, ohne ein Wort zu wechseln.

„Da müßten wir ja eine Kuh verkaufen", sagte der Alte.

„Ist das so wichtig?" fragte der Arzt. „Es geht um das Leben Ihrer Frau. Sie m u ß operiert werden."

„Herr Doktor, können Sie garantieren, daß die Bäuerin nachher wieder ganz gesund ist?" Der Alte sah Westhaus mit seinen hellen Augen durchdringend an. „Können Sie sagen, daß sie nachher anpacken kann wie früher?"

„Herr Weiß — versprechen kann ich Ihnen nichts. Ich kann nur sagen: Mit großer Wahrscheinlichkeit."

„Das ist zu wenig. Ich will es bestimmt wissen."

„Ihre Frau war bei der Einlieferung in einer sehr schlechten körperlichen Verfassung. Sie hat ihr Leben lang viel zuviel und viel zu hart arbeiten müssen. Sie ist fünfzig. Nach der Operation müßte sie von der schweren Arbeit verschont werden."

Der Alte schüttelte den Kopf. „Sie ist die Bäuerin."

„Ja, ja, ich weiß. Aber wie wär's, wenn Ihr Sohn eine junge Frau auf den Hof bringt? Eine gesunde, kräftige Person, die der Bäuerin die schwere Arbeit abnehmen könnte?"

Schweigen. Und dann der Junge genau so langsam und bedächtig wie zuvor der Vater:

„Dann müßte der Vater zuerst übergeben."

„Das hast du dir so gedacht!" hakte der Alte ein. „Seh ich so aus, als müßt' ich übergeben?"

„Also — wie ist das nun?" fragte der Oberarzt ungeduldig. „Wollen Sie das Geld für die Operation beschaffen? Oder nicht?"

„Wenn es so ist — wenn Sie nicht sagen können, daß sie wie früher wird . . . wir haben das Geld nicht."

„Ich — verstehe Sie nicht", sagte der Oberarzt betroffen. „Wenn Ihre Tochter heiratet, Herr Weiß, dann muß doch auch Geld für die Aussteuer da sein."

„Das ist etwas anderes", sagte der Bauer.

„Nein. Die Operation ist noch viel wichtiger. Die Bäuerin ist Ihnen in all den Jahren eine gute, brave und tüchtige Frau gewesen. Sie hat Ihre Kinder geboren — auch Ihren Sohn hier. Auf dem Hof hat sie sich genau so abgerackert wie Sie. Da müßte doch Geld da sein, wenn sie es einmal wirklich braucht!"

„Und wenn das Geld nicht da ist?"

„Dann können Sie Ihre Frau gleich wieder mit nach Hause nehmen. Es hat keinen Sinn, daß sie noch bei uns liegt."

Der Bauer stand auf, winkte seinem Sohn mit einer Kopfbewegung, ihm zu folgen, und sagte: „Dann schönen Dank auch, Herr Doktor."

„Was soll das heißen?"

„Wir gehen und nehmen die Bäuerin mit, Herr Doktor — wie Sie gesagt haben."

Dr. Westhaus sah zu, wie die beiden Männer zur Tür stapften. Das ist doch nicht möglich, dachte er betroffen, es kann nicht sein, sie wissen genau, daß die Frau sterben wird, wenn wir sie nicht operieren! Und plötzlich konnte er es nicht mehr ertragen.

„Halt! Bleiben Sie!"

Die beiden blieben stehen, drehten sich zu ihm um, mit der gleichen charakteristischen Kopfbewegung.

„Ich werde die Operation bezahlen", sagte Dr. Westhaus. „Aus meiner eigenen Tasche. Sie brauchen sich gar nicht erst zu bedanken, ich tue es nicht euretwegen. Es ist eine Schande, sage ich Ihnen, daß eine brave Frau unter furchtbaren Schmerzen sterben muß, bloß weil ihr Mann und ihr Sohn kein Verantwortungsgefühl haben. Eine Sünde ist das! Ich möchte wissen, was Ihr Herr Pfarrer dazu sagen würde! Schämen sollt Ihr euch beide!"

Der Bauer zuckte mit keiner Wimper, aber Dr. Westhaus schien es, als würde der Sohn doch etwas betroffen dreinschauen.

„Na, alsdann", sagte der Alte ungerührt. „Wenn Sie es selber bezahlen, dann können Sie ruhig operieren. Aber das eine sag' ich Ihnen, Herr Doktor, wenn Sie die Bäuerin im Kopf kaputt machen, daß sie zu nichts mehr nutz ist, dann können Sie sie auch gleich hier behalten."

„Raus!" brüllte Dr. Westhaus. „Raus!"

„Ja, ja, ich geh ja schon. Sie brauchen nicht so zu schreien."

Und sie gingen, wie sie gekommen waren: Schwer, bedächtig, ungerührt, ihre eigene seltsame Welt mit sich tragend, in die niemand einzudringen vermochte.

Dr. Westhaus setzte sich kopfschüttelnd wieder hinter seinen Schreibtisch. Er war den beiden nicht böse. Er versuchte, sie zu verstehen. Eine Operation mit ungewissem Ausgang bedeutete ihnen hinausgeworfenes Geld. Obwohl der Tumor, an dem Frau Weiß litt, sehr wahrscheinlich gutartig war, brauchte sie nachher noch eine lange Zeit Schonung. Und dafür das viele Geld?

Für den Oberarzt hatte die Auseinandersetzung jedenfalls einen Vorteil gehabt: Er hatte die ganze Zeit über nicht an seine eigenen Sorgen denken müssen. Noch ganz unter dem Eindruck dieses Gesprächs, trat er zum Telefon, nahm den Hörer ab und wählte.

Sigrid meldete sich.

„Wollen Sie mir bitte die Eltern der kleinen Ursel herunterschicken, wenn sie kommen, Schwester Sigrid?"

„Aber — Carl — sonst nichts?"

„Nein. Das ist alles."

Dr. Westhaus legte den Hörer auf. Er begriff selber nicht, was in ihm vorging, aber allein die aufgeregte, weinerliche Stimme der Schwester war ihm unerträg-

Fortsetzung übernächste Seite



Knorr Fleischklößchen-Suppe

Unsererseits gut vorbereitet – Ihrerseits perfekt gekocht!

Kaufen!
Kochen!
Schmecken lassen!

K 10/62

GEHIRNSTATION

lich geworden. Und alles brach plötzlich wieder über ihn herein. Was sollte werden ...

★

Die Eheleute Lehmann waren noch jung, keiner von ihnen über fünfunddreißig. Sie hielten sich an der Hand, als sie ins Zimmer traten.

Dr. Westhaus führte sie in die Sitzecke.

„Sie wollten mit uns sprechen, Herr Doktor?" fragte Herr Lehmann, ein dunkelhaariger, schlanker Mann, dem eine große Hornbrille einen Anstrich von Gelehrsamkeit gab. Er war Buchhalter in einer Papierfabrik.

Dr. Westhaus faltete die Hände und zwang sich, dem Paar ermunternd zuzulächeln. „Darf ich Ihnen eine Frage stellen? Wie viele Kinder haben Sie?"

„Drei — mit Ursel", sagte Frau Lehmann, ein kleines, blondes und rundliches Persönchen mit einem hübschen, fröhlichen Gesicht, das jetzt freilich vor Sorge um Ursel überschattet war.

„Wie lange muß sie noch bei Ihnen bleiben?" fragte Herr Lehmann.

„Wir werden sie operieren müssen", sagte der Arzt.

„Operieren?" Frau Lehmann sprang auf, aber ihr Mann, der sie noch immer an der Hand hielt, zog sie sanft zurück.

„Es wird uns nichts anderes übrigbleiben, Frau Lehmann."

„Aber warum? Was fehlt ihr denn?"

„Tumor", sagte der Arzt.

„Aber — aber das ist ja nicht möglich! Sie ist doch erst sechs Jahre alt — sind Sie ganz sicher?"

Der Oberarzt nickte. „Die Röntgenaufnahmen lassen daran keinen Zweifel. Und wissen Sie — es kommt gar nicht so selten vor, daß uns Säuglinge gebracht werden, die an einem Gehirntumor leiden. Wenn man auch immer meint, es sei eine typische Krankheit älterer Erwachsener ..."

Herr Lehmann beugte sich vor und starrte Dr. Westhaus aus entsetzt aufgerissenen Augen an. „Ist es denn — um Gottes willen, Herr Doktor — muß sie denn ..."

In diesem Augenblick klopfte es an die Tür, und ohne eine Aufforderung abzuwarten, trat gleich darauf Schwester Sigrid ein. „Herr Doktor", sagte sie und ihre Stimme zitterte vor Erregung, „ich muß Sie dringend sprechen."

„Jetzt?" Dr. Westhaus sah sie entgeistert an.

„Ja. Es ist sehr wichtig."

Dr. Westhaus überlegte eine Sekunde. Offensichtlich war Sigrid völlig aus dem Häuschen. Wenn er nicht mitkam, würde sie ihm womöglich in Anwesenheit von Lehmanns eine Szene machen, die sich gewaschen hatte.

Er stand auf. „Also gut." Und zu den Lehmanns: „Entschuldigen Sie mich bitte für einige Minuten."

Er folgte Schwester Sigrid auf den Gang, schloß behutsam die Doppeltür hinter sich.

„Also — was gibt's?"

„Ich — ich wollte dich fragen — wann willst du unsere Verlobung bekanntgeben?"

„Du bist ... nur um mich das zu fragen, holst du mich raus?"

„Du hast ja nie Zeit für mich. Da muß ich sie mir eben so nehmen."

„Und alle Welt ... und die Lehmanns können schön warten und ..."

„Die Lehmanns interessieren mich nicht", unterbrach sie ihn. „Für mich ist diese Frage wichtiger als alles andere. Aber das verstehst du ja nicht. Also muß ich dich zwingen, es zu verstehen. Sonst stell ich etwas an, Carl, daß dir Hören und Sehen vergeht. Oder glaubst du, ich bringe das nicht fertig?"

„Und ob ich das glaube ..."

„Also — wann?"

„Ich soll in aller Öffentlichkeit feierlich bekanntgeben, daß wir uns verlobt haben?"

„Genau das."

„Findest du das wirklich angebracht?"

„Was denn sonst?" Und nach einigen Augenblicken bösen Schweigens spöttisch und triumphierend zugleich: „Du kannst das jetzt unbedenklich tun, Carl, Liebling. Dein Schwarm, Dr. Eva Hochhoff, die gute, schöne, gescheite Eva, weiß Bescheid. Du wirst ihr nichts Neues eröffnen. Das habe bereits ich übernommen."

„Du hast ...?"

„Und ob ich das habe! Du hättest ihr Gesicht sehen sollen! Sie schaute ganz schön dumm drein ..."

Dr. Westhaus hob jäh die Hand, als wollte er Sigrid ins Gesicht schlagen. Dann drehte er sich jedoch rasch um und ging in sein Sprechzimmer zurück. Ingrid sah ihm bestürzt nach. Als sich die Tür hinter ihm schloß, hatte sie plötzlich das Empfinden, daß sie ihn nun wirklich und endgültig verloren hatte, verloren auch, wenn er sie heiratete und ein Leben lang an sie gebunden war ...

★

„Hier scheint ja viel los gewesen zu sein", sagte Dr. Ferris, der Westhaus ablösen kam, nach einem prüfenden Blick in sein Gesicht. „Sie sehen recht abgespannt aus, Herr Oberarzt."

„Nur das Übliche", sagte Dr. Westhaus. „Mußte mich mit ein paar Leuten herumplagen ... da war, zum Beispiel ... eine unglaubliche Geschichte ..." Dann gab er Dr. Ferris ein paar Routineanweisungen, schon während er den Mantel überstreifte. Er hatte es plötzlich sehr eilig, aus der Klinik herauszukommen, aus dieser Atmosphäre, die ihn auf einmal so sehr bedrückte, daß er kaum atmen konnte. Nur raus, frische Luft schöpfen, durch die Straßen laufen, irgendwo ein Glas Wein trinken oder einen Schnaps ...

Als er vor die Klinik trat, überlegte er einige Augenblicke, ob er nicht Dr. Wolff, den Psychiater, besuchen sollte. Wäre gar nicht so schlecht, ein gemütliches Zimmer, Wolff könnte einen Punsch brauen, darauf verstand er sich genauso gut wie auf Kaffee, ein gutes, unaufregendes Gespräch mit ihm und seiner kleinen, stillen Frau, die bei solchen Abenden immer in ihrem großen Sessel saß und strickte ... Himmel, wie hatten es doch einige Leute schön!

Aber er verwarf diesen Gedanken wieder. Was sollte er dort? Seine Anwesenheit, seine Unruhe würden nur störend wirken. Er konnte jetzt nicht stillsitzen, er mußte ...

Was eigentlich?

Fröstelnd stellte er den Mantelkragen auf. Seine Schritte hallten laut. Nur hin und wieder ein Fußgänger, eilig in der hereinbrechenden Dunkelheit, weiter unten die Straßenbahn, hellerleuchtete Fenster eines Café ...

In einer Stehkneipe aß er eine Bratwurst, ohne rechten Appetit, eben nur um etwas zu essen. Dazu trank er ein Bier und einen Schnaps und bestellte sich dann noch einen Schnaps und dann noch einen dritten.

Die Kneipe war voll von Männern, die alle durcheinanderredeten, aus dem Hintergrund drang das laute, schrille Lachen einer Frau.

Das hier ist anders, dachte der Oberarzt schon ein wenig verworren, als er den vierten Schnaps bestellte, anders als in der Klinik, du steckst immer in der Klinik, Arbeit, Arbeit und Verrückte, die man zu irgend etwas überreden muß, dazu, daß sie ihre Einwilligung geben, sie gesund zu machen, verrückt ...! Die hier haben Zeit, sie stehen herum und haben Zeit, und du ...

Er trank das Gläschen in einem Zug aus.

Man müßte alles liegen und stehen lassen und einfach abhauen, das Geld von der Bank abheben, viel ist es ja nicht, aber ein paar Tausender immerhin, und dann weg. Keine Klinik, Sigrid kann sich dann einen anderen suchen ... das Kind ...

Das Kind! dachte er.

Der Gedanke an das Kind versöhnte ihn, stimmte ihn weich. Quatsch, einfach davonzulaufen. Wie sich auch alles entwickelte, wie Sigrid auch war — es war alles nicht so wichtig: Er würde Vater werden.

Darauf noch einen Schnaps, und er bestellte den fünften.

„Sie, Herr", zupfte ihn jemand am Ärmel, „Sie, können Sie mir einen Schnaps bezahlen?"

Der Oberarzt drehte sich langsam um, starrte das Gesicht eines kleinen Mannes an, der mit schief gezogenem Mund zu ihm aufsah. Lauernde, bettelnde Augen, das Gesicht voller Runzeln und Falten.

„Nur zu", sagte der Oberarzt und wunderte sich darüber, daß seine Zunge so schwer war und ihm nicht mehr recht gehorchen wollte.

„Ich bin ein Invalide, und der Staat ..." fing der Kleine an, aber der Oberarzt hörte ihm gar nicht zu. Er bestellte für ihn einen Schnaps und für sich den sechsten, holte mit unsicheren Fingern Zigaretten aus der Tasche, gab auch dem Kleinen eine und hörte wie aus weiter Ferne, wie der sich wortreich bedankte, es gäbe immer noch gute Menschen, sehr gute Menschen auf der Welt, aber die meisten wären böse, sehr böse ...

„Was bist du von Beruf?" fragte der Kleine, der jetzt zwei Gesichter hatte, beide grinsend mit den schwarzen Zahnstummeln, beide verschwommen hinter dem Zigarettenrauch.

„Ich?" fragte der Oberarzt. „Ich bin ein guter Mensch von Beruf, und manchmal bin ich ein böser. Frag Sigrid. Ich bin ein böser Mensch."

„Wer ist Sigrid?" erkundigte sich der Kleine.

„Sigrid ... Sigrid ..." begann der Oberarzt und wußte dann nicht mehr weiter und dachte, er müßte jetzt gehen, weil er irgendwo noch etwas Wichtiges zu erledigen hätte, aber, dachte er, wenn man's genau nimmt, ist's auch nicht so wichtig. Und so bestellte er für sich den siebenten Schnaps und für den Kleinen den zweiten. Aber er trank nicht aus. Er zahlte und drehte sich zur Tür um und ging und hörte den Kleinen hinter sich rufen, was mit dem Schnaps geschehen soll. So drehte er sich um und sagte in das Meer von Gesichtern im Zigarettendunst:

„Trink aus, trink aus, Prost!"

Dann trat er auf die Straße, und von da an erinnerte er sich an nichts mehr. Später glaubte er, daß er noch in ein paar anderen Kneipen gewesen war, daß er in einer kleinen, dunklen Bar mit einem Mädchen getanzt und Sekt getrunken und ihr wieder und wieder erklärt hatte, daß er Vater werde, und daß irgendein Kellner in einem Ausschank zu ihm gesagt hatte, jetzt kein Schnaps mehr, du bist ja voll wie 'ne Strandhaubitze ...

Und dann, plötzlich erinnerte er sich wieder:

Er stand vor der Villa Professor Hornsteins und starrte über den Zaun in die dunklen Fenster. Dort oben wohnte sie, Eva, Dr. Eva Hochhoff, dort oben schläft sie, er gaffte zu ihrem Fenster hinauf wie ein Oberprimaner, mitten in der Nacht. Es war aus, vorbei, noch bevor es angefangen hatte. Er hatte hier nichts zu suchen. Geh nach Hause, schlaf dich aus, geh!

Aber er ging nicht. Mit den Händen umklammerte er die eiserne Zaunsperre, daß ihm die Handflächen weh taten. Und auch den Schmerz spürte er nur nebenbei, als er mit der Stirn gegen das Eisengitter schlug in stummer, hoffnungsloser Qual. Aus. Vorbei.

Erst als ihm ein Polizist auf seiner Streife auf die Schulter tippte und ihn fragte, was er da suche, richtete er sich wieder auf.

„Gar nichts", sagte er in das blendend helle Licht der Taschenlampe, das sein Gesicht abtastete. „Gar nichts ..."

„Dann gehen Sie nach Hause", riet ihm der Polizist. „Los, machen Sie schon. Schlafen Sie zu Hause Ihren Rausch aus."

„Jaja", murmelte der Oberarzt und tappte vorwärts, und mit jedem Schritt, den er machte, war es ihm, als entfernte er sich immer weiter von sich selber: Er, Carl Westhaus, war dort geblieben, unter dem Fenster der Frau, die er liebte — Liebe, die nie ihre Erfüllung finden würde ...

★

Montag früh begann, pünktlich um acht, die Gehirnoperation der Patientin Viola Römer.

Oberarzt Dr. Westhaus hatte mit einer Kanne dicken Kaffees und mit zwei Aspirin-Tabletten, die ihm seine Wirtin wortlos an das Frühstückstablett gelegt hatte, seinen Katzenjammer bekämpft.

„War recht spät geworden, nicht wahr?" hatte die Wirtin mit einem kleinen Lächeln auf ihrem gutmütigen Gesicht gesagt.

„Habe ich viel Lärm gemacht?" hatte er gefragt.

„Aber nein. Bloß zwei Stühle umgeworfen ... Und eine Vase. Aber ich bin froh, daß das Ding endlich kaputt ist. Hat mir meine Kusine geschenkt, ich konnte den alten Topf gar nicht mehr sehen ..."

Doch jetzt, als er im Waschraum stand und seine Hände schrubbte, schien dem Oberarzt nach einem verstohlenen Blick zu Professor Hornstein, nicht er, sondern der Professor habe eine Nacht durchgezecht. Das Gesicht des Professors war grau, unter seinen Augen lagen tiefe, blaue Schatten, und seine Bewegungen waren seltsam fahrig.

Dr. Westhaus war schon längst bereit, als endlich der Professor in den OP-Raum kam, mit kurzen, trippelnden Schritten, den Kopf gesenkt.

„Fertig?"

Was ist nur los mit ihm? fragte sich Dr. Westhaus besorgt und sah zur Seite, als er einen verwunderten Blick Dr. Fröhlichs auffing. Hoffentlich geht alles gut!

Bis zu dem Moment, als Professor Hornstein die Dura aufklappte, verlief die Operation der Konzertpianistin ohne Zwischenfall. Dr. Eva Hochhoff war es gelungen, den Blutdruck auf 90/70 zu senken. Dr. Westhaus schloß die blutenden Gefäße mit kleinen Silberclips. Jetzt lagen die leicht abgeplatteten Gehirnwindungen frei.

Professor Hornstein tastete mit den Fingerspitzen das Operationsgebiet ab — einmal — zweimal — und noch einmal. Seine Bewegungen wurden immer langsamer. Aber niemand im OP-Saal dachte dabei etwas. Offensichtlich lag der Tumor so tief, daß er nicht spürbar war.

Schwester Olga reichte dem Professor eine stumpfe Kanüle.

Die Kanüle glitt tastend über das Gehirn, ziellos, wie es Dr. Westhaus plötzlich schien. Er sah Hornstein von der Seite erstaunt, entsetzt an. Der Professor hatte den Kopf gesenkt, als konzentriere er sich ganz auf die Operationswunde. Aber er hatte die Augen geschlossen!

Und dann sah der Oberarzt, wie die linke Hand des Professors ziellos herumtastete, leicht zitternd, wie seine ganze große Gestalt plötzlich in sich zusammenfiel, wie sich seine linke Hand an den Rand des Operationstisches klammerte.

Die Kanüle stand still.

„Herr Professor ..." sagte Dr. Westhaus leise und bemühte sich, seine Stimme alltäglich klingen zu lassen, damit die anderen nichts von dem eisigen Schrecken merkten, der sich in ihm auszubreiten begann. „Herr Professor — der Tumor muß meiner Meinung nach ganz links liegen."

Und es schien ihm, daß eine Ewigkeit verging, bevor die murmelnde Stimme des Professors kam:

„So? Muß er das?" Er richtete sich mit einem Ruck auf, starrte seinen Oberarzt aus seltsam abwesenden, weit aufgerissenen Augen an. „Muß er das wirklich?" schrie er jetzt unbeherrscht.

„Herr Professor ..." versuchte Dr. Westhaus einzulenken, aber er kam nicht dazu, weiter zu sprechen.

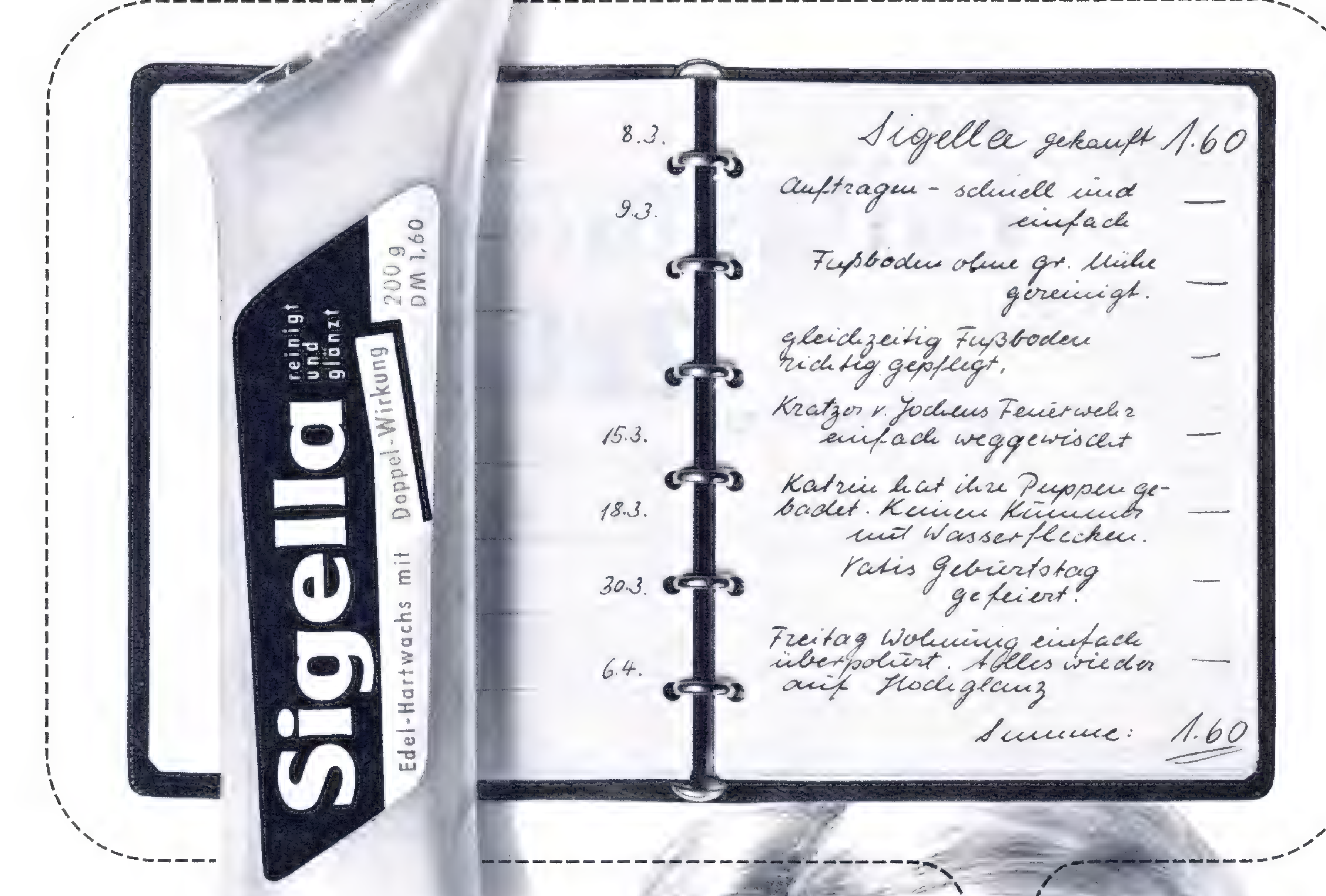
„Verdammt ...!" fluchte der Professor, „... wenn Sie alles besser wissen — wenn Sie ... dann machen Sie die Operation doch selbst!"

Und dann geschah das, was niemand erwartet hätte, und die Ungeheuerlichkeit dessen dämmerte den übrigen Anwesenden erst nach und nach herauf:

Mit einer unbeherrschten, wütenden Bewegung warf Professor Hornstein die Kanüle zu Boden, trampelte auf ihr herum, sein Gesicht war dunkelrot angelaufen. „Ich habe es satt!" brüllte er. „Ich lasse mich von Ihnen nicht mehr herumkommandieren! Sehen Sie zu, wie Sie alleine fertig werden!" Er riß sich das Tuch vom Gesicht, schleuderte es von sich, stürmte hinaus. Die Tür fiel krachend hinter ihm zu ...

Fortsetzung folgt in der nächsten





...lieber gleich Sigella

weil es reinigt, glänzt und pflegt!

SG 03

REVUE Kurzgeschichte

Der Entlastungszeuge

Von Graham Greene

Es war der sonderbarste Mordprozeß, dem ich je beigewohnt habe. Die Schlagzeilen der Zeitungen nannten ihn den „Peckhamer Mord", obwohl die Northwood Street, wo man die alte Frau erschlagen aufgefunden hatte, genau genommen nicht in Peckham liegt. Es handelte sich nicht um einen jener Indizienprozesse, bei denen man verspürt, wie die ängstliche Unsicherheit der Geschworenen — Justizirrtümer sind ja doch schon vorgekommen! — drückend auf dem Gerichtssaal lastet und jedes Wort zu dämpfen scheint. Nein, dieser Mörder wurde fast noch am Tatort erkannt, und kein Mensch im Gerichtssaal, der den Staatsanwalt bei seiner Beweisführung hörte, glaubte daran, daß der Mann auf der Anklagebank auch nur die geringsten Chancen hätte.

Es war ein massiger, untersetzter Mensch mit hervorstehenden, blutunterlaufenen Augen. Seine gesamte Muskulatur schien sich in seinen mächtigen Oberschenkeln zusammengeballt zu haben. Ja, ein häßlicher Bursche, einer, den man nicht so schnell wieder vergißt — und dies war ein wichtiger Punkt, weil der Staatsanwalt vorhatte, vier Zeugen vorzuführen, die ihn nicht vergessen, die ihn vielmehr gesehen hatten, wie er von der kleinen Backsteinvilla in der Northwood Street fortgelaufen war.

Die Uhr hatte gerade zwei geschlagen. Frau Salmon im Hause Northwood Street Nr. 5 hatte nicht einschlafen können. Sie hörte plötzlich das Einschnappen eines Türschlosses und meinte, es wäre ihre eigene Gartentür gewesen. Deshalb trat sie ans Fenster und erblickte Adams — so hieß der Angeklagte — auf den Stufen vor der Haustür von Frau Parkes. Er war eben aus dem Haus gekommen und trug Handschuhe. In der Hand hielt er einen Hammer, und Frau Salmon sah, wie er ihn in die Lorbeerbüsche am Gartentor warf.

Doch ehe er verschwand, blickte er auf — genau zu ihrem Fenster hinauf. Den verhängnisvollen Instinkt, der einem Menschen sagt, daß er beobachtet wird, gab Adams im Schein der Straßenlaternen ihrem Blicke preis: seine Augen waren erfüllt von grauenhafter, brutaler Furcht wie die eines Tieres, wenn man die Peitsche hebt.

Ich sprach später mit Frau Salmon, die sich nach dem erstaunlichen Wahrspruch der Geschworenen begreiflicherweise ängstigte — wie übrigens, denke ich mir, die anderen Zeugen auch, etwa Henry MacDougall, der zu so später Stunde von Benfleet nach Hause fuhr und an der Ecke der Northwood Street beinahe Adams überfahren hätte. Dieser ging nämlich in der Mitte der Straße und machte einen benommenen Eindruck.

Oder der alte Herr Wheeler, der neben Frau Parkes im Hause Nr. 12 wohnte und den durch die papierdünne Wand hindurch ein Geräusch wie das Fallen eines Stuhles geweckt hatte, so daß er aufstand und genau wie Frau Salmon aus dem Fenster blickte. Er sah zuerst Adams' Rücken und dann, als dieser sich umwandte, seine Glotzaugen. In der Laurel Avenue war er von einem weiteren Zeugen gesehen worden; er hatte wirklich Pech gehabt und hätte sein Verbrechen ebensogut am hellichten Tag begehen können.

„Wie ich höre", sagte der Staatsanwalt, „wird die Verteidigung zur Entlastung des Angeklagten den Beweis zu erbringen versuchen, daß eine Personverwechslung vorliege. Die Frau des Angeklagten wird Ihnen erklären, daß dieser am 14. Februar, 2 Uhr früh, bei ihr war. Wenn Sie aber die belastenden Zeugenaussagen gehört und die Gesichtszüge des Angeklagten genau betrachtet haben, dann werden Sie, so meine ich, die Möglichkeit eines Irrtums wohl ausschließen."

Bis aufs Aufhängen war alles vorüber, hätte jeder gesagt, der den Prozeß verfolgte.

Nachdem der Polizist, der die Leiche gefunden hatte, seine Aussage gemacht und der Gerichtsarzt, der sie untersucht hatte, sein amtliches Gutachten abgegeben hatte, wurde Frau Salmon aufgerufen. Mit ihrem leichten schottischen Akzent und dem Eindruck der Biederkeit, Genauigkeit und Güte, den sie verbreitete, war sie die ideale Zeugin.

Der Staatsanwalt zog ganz behutsam die Geschichte aus ihr heraus. Sie sprach mit großer Entschiedenheit. Sie war weder böswillig noch kam sie sich wichtig vor, weil sie in einem Londoner Kriminalgerichtshof stand, ein Richter in der scharlachroten Robe an ihren Lippen hing und die Reporter ihre Worte mitstenografierten. Sie sagte: „Ja, und dann bin ich hinuntergelaufen und habe die Polizei angerufen."

„Und Sie sehen den Mann hier im Gerichtssaal?"

Sie sah geradewegs zu dem mächtigen Mann auf der Anklagebank hinüber, der mit den Augen eines Pekinghündchens ohne eine Spur von innerer Erregung starr zu ihr zurückblickte.

„Jawohl", sagte sie, „dort sitzt er."

„Sind Sie auch ganz sicher?"

Darauf antwortete sie schlicht: „Ich kann mich nicht täuschen, Sir."

So selbstverständlich spielte sich die Sache ab.

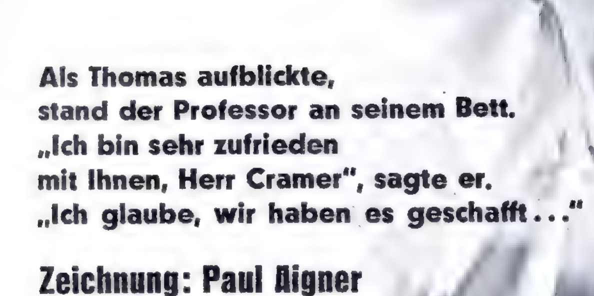
„Ich danke Ihnen, Frau Salmon."

Dann erhob sich der Verteidiger zum Kreuzverhör. Wenn Sie über so viele Mordprozesse Bericht erstattet hätten wie ich, hätten Sie von vornherein gewußt, welche Taktik er einschlagen würde. Ich hatte recht — bis zu einem gewissen Punkt.

„Nun, Frau Salmon", begann er, „Sie müssen bedenken, daß von Ihrer Aussage unter Umständen ein Menschenleben abhängt."

„Das bedenke ich sehr wohl, Sir."
„Haben Sie gute Augen?"
„Ich habe noch nie Augengläser tragen müssen."
„Sie sind fünfundfünfzig Jahre alt?"
„Sechsundfünfzig, Sir."
„Und der Mann, den Sie sahen, befand sich auf der andern Straßenseite?"
„Jawohl."
„Es war zwei Uhr früh. Da müssen Sie schon außergewöhnlich gute Augen haben, Frau Salmon, nicht wahr?"
„Durchaus nicht. Der Mond schien, und als der Mann aufblickte, fiel das Licht der Straßenlampe direkt auf sein Gesicht."
„Und Sie hegen nicht den leisesten Zweifel, daß der Mann, den Sie in der fraglichen Nacht sahen, der Angeklagte ist?"
Ich begriff nicht sofort, worauf er hinaus wollte. Denn er konnte nicht mit einer anderen Antwort gerechnet haben als mit der, die er erhielt.
„Nicht den geringsten Zweifel, Sir. Er hat ein Gesicht, das man nicht leicht vergißt."
Der Verteidiger blickte sich kurz im Gerichtssaal um. Dann sagte er: „Dürfte ich Sie bitten, Frau Salmon, sich die Menschen hier im Saal nochmals ganz genau anzusehen? Nein, nicht den Angeklagten. Stehen Sie doch bitte auf, Herr Adams." Und dort, ganz hinten im Saal, erhob sich mit einem dicken, klobigen Körper, muskulösen Beinen und Glotzaugen das genaue Ebenbild des Mannes auf der Anklagebank. Er war sogar ganz gleich gekleidet — er trug einen knapp sitzenden, blauen Anzug und eine gestreifte Krawatte.
„Nun denken Sie bitte sehr sorgfältig nach, Frau Salmon. Können Sie immer noch beschwören, daß der Mann, den Sie den Hammer in Frau Parkes' Vorgarten werfen sahen, der Angeklagte war — und nicht dieser Mann, der sein Zwillingsbruder ist?"
Das konnte sie natürlich nicht. Sie blickte von einem zum andern und brachte kein Wort hervor.
Da saß das plumpe Scheusal mit gekreuzten Beinen auf der Anklagebank, und dort stand es noch einmal im Hintergrund des Saales, und beide starrten auf Frau Salmon. Sie schüttelte unruhig den Kopf. Was wir danach erlebten, war das jähe Ende des Prozesses. Denn kein einziger Zeuge fand sich bereit, seinen Eid darauf zu nehmen, daß es der Angeklagte war, den er gesehen hatte. Und der Bruder? Der hatte auch sein Alibi; er war bei seiner Frau gewesen.
So wurde der Angeklagte aus Mangel an Beweisen freigesprochen.
Ob er freilich — wenn wirklich er den Mord begangen hatte und nicht sein Bruder — seine Strafe erlitt, das weiß ich nicht. Denn jener ungewöhnliche Tag sollte ein ungewöhnliches Ende haben. Ich folgte Frau Salmon aus dem Gerichtsgebäude, und wir fanden uns schließlich in einer Menschenmenge eingekeilt, die natürlich auf die Zwillinge wartete. Die Polizei suchte die Ansammlung zurückzudrängen, erreichte aber nicht mehr, als daß sie den Fahrdamm für den Verkehr freihalten konnte. Später erst erfuhr ich, daß man versucht hatte, die Zwillingsbrüder dazu zu überreden, den Gerichtshof durch einen Seitenausgang zu verlassen; sie hatten dies jedoch abgelehnt. Einer von den beiden — kein Mensch wußte, welcher — hatte geantwortet: „Ich bin doch freigesprochen worden, nicht?" und ging geradewegs durch das Haupttor hinaus.
Dann geschah es.
Wie, das weiß ich nicht, obwohl ich keine zwei Meter entfernt war. Die Menschenmenge geriet plötzlich in Bewegung, und einer der Zwillingsbrüder wurde von ihr auf die Straße gestoßen — genau vor die Räder eines Autobus'.
Er gab einen quietschenden Ton von sich wie ein Kaninchen, und dann war es aus. Er war tot, sein Schädel war ihm genauso eingedrückt worden wie Frau Parkes. Strafe Gottes? Wenn ich das nur wüßte! Neben dem Toten erhob sich der andere Adams und blickte unverwandt zu Frau Salmon hinüber. Er weinte. Ob er freilich der Mörder war oder der unschuldige Bruder, das wird niemand je ergründen.
Wenn Sie aber Frau Salmon wären, könnten Sie dann in der Nacht ruhig schlafen?

(Aus dem Englischen von W. Puchwein)



Als Thomas aufblickte, stand der Professor an seinem Bett. „Ich bin sehr zufrieden mit Ihnen, Herr Cramer", sagte er. „Ich glaube, wir haben es geschafft..."

Zeichnung: Paul Aigner

Glück ist wie Glas

Der Roman einer Ehe am Abgrund

Von Ursula Schaake

Liebe auf den ersten Blick ist es, die Ruth von Bergen, die schöne, blutjunge Millionärstochter aus Düsseldorf, und Thomas Cramer, den erfolgreichen Brückenbauer, an der französischen Riviera zusammenführt. Ihre Hochzeitsreise ist ein Traum, außer ihrer Liebe existiert nichts mehr auf dieser Welt.

Als nach der Rückkehr Thomas seine fast fertige Brücke inspiziert, bricht sie zusammen. Thomas wird dabei schwer verletzt. Nach Wochen der Schmerzen und Qual beginnt sein Leben im Rollstuhl: er ist an beiden Beinen gelähmt — wie lange, das wagt keiner zu entscheiden. Einzige Chance: eine lebensgefährliche Operation, die niemand riskieren will.

Ruths Liebe ist stärker als das Schicksal, doch Thomas macht mit Mißtrauen, Jähzorn und Eifersucht seiner Frau das Leben zur Hölle. Schließlich verlangt er, sie solle sich von ihm scheiden lassen — es habe doch keinen Sinn mehr...

Nach Tagen völliger Verzweiflung will Ruth, die erst zu ihren Eltern und dann ins Hotel geflüchtet ist, ein letztes Gespräch mit Thomas versuchen.

Aber das Haus ist leer. Nur ein Zettel: „Ich komme nie mehr zurück — Thomas..."

Thomas hatte sich nach Straßburg transportieren lassen, hatte in einem zweistündigen Gespräch Professor Walsch überredet, die Operation doch zu wagen.

Die Klinik lag vor der Stadt, in Neuhof. Es war ein großer, moderner Bau, der nur aus riesigen Fenstern und schmalen Betonpfeilern bestand. Ein weiter Park umgab das Haus, in dem an diesem Morgen, dem ersten wärmenden Frühlingsmorgen, viele Patienten allein oder am Arm einer Pflegerin spazierengingen.

Nun war es soweit — über der hohen Tür des Operationssaales brannte das rote Licht. Es brannte fünf Stunden lang.

Seit einer Stunde wartete Christine von Bergen auf dem Flur. Thomas hatte Ruths Großmutter verständigt, als er angekommen war. Sie hatte ihn besucht, und sie hatten sich sofort verstanden.

Endlich rollten die Türflügel geräuschlos zurück. Zwei Wärter schoben die Bahre heraus.

Die alte Frau von Bergen, die hoch aufgerichtet mitten im Gang stand, trat zur Seite. Sie sah Thomas' bleiche Wange und das schweißverklebte dunkle Haar. Die Bahre rollte an ihr vorbei zum Auf-

Fortsetzung übernächste Seite

Wie weit würden Sie für wirklich frischen Kaffee gehen?

Weit genug, um ein Tchibo-Geschäft zu erreichen? Oder den Briefkasten?

Das mag ein paar extra Schritte bedeuten. Doch lohnt sich das nicht für extra frischen Kaffee – in Ihrer Tasse? Und extra Geld – in Ihrer Tasche?

Weil wir nur direkt verkaufen ... in unseren eigenen Filialen oder durch die Post ... erhalten Sie Tchibo »Gold Mocca« immer frisch geröstet ... d. h. gemischt, sorgfältig verlesen und am gleichen Tag verschickt, an dem er geröstet wurde. (Das ist wichtig, denn wenn Kaffee nicht wirklich frisch ist, kann er auch nicht wirklich gut sein.)

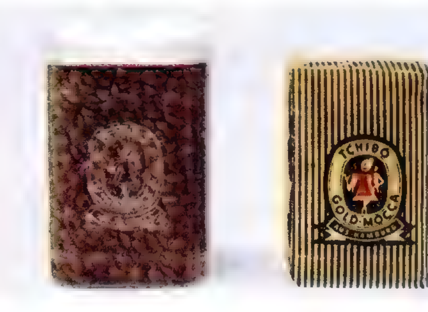
Und weil wir nur direkt verkaufen, können wir den Preis für unseren wundervoll frischen »Gold-Mocca« *niedrig* halten.

Denken Sie daran: Wenn Sie nicht zu einem Tchibo-Geschäft kommen können ... dann kommt Tchibo zu Ihnen! Schicken Sie uns nur den Bestellschein. Wir senden Ihnen »Gold-Mocca«, frisch aus der Rösterei ... direkt in Ihr Haus.

Nun, ob Sie zu einem Tchibo-Geschäft gehen oder nur bis zum nächsten Briefkasten – fragen Sie sich selbst: Ist solch guter Kaffee nicht ein paar extra Schritte wert?

Machen Sie die paar extra Schritte! Noch heute.

Tchibo: Nur in unseren eigenen Filialen ... oder durch die Post!



Lesezirkel-Leser bitte anstatt Bestellschein eine Postkarte benutzen.



Senden Sie mir bitte .... Pfund **Tchibo »Gold-Mocca«**

Klarsichtdose / Taschentuchbeutel
(Nichtzutreffendes streichen)

zum .... 1962 per Nachnahme

Bei Paketen zu		1 Pfd.	2 Pfd.	3 Pfd.	4 Pfd.	5 Pfd.	6 Pfd.
Richtpreis	je Pfd.	8.10	8.10	8.10	8.10	8.10	oder mehr
Portoanteil	je Pfd.	-.60	-.40	-.30	-.20	-.15	portofrei
Endpreis	je Pfd.	8.70	8.50	8.40	8.30	8.25	8.10

(Bitte in Blockschrift ausfullen.)

....
Name

....
Postleitzahl und Ort

....
Straße

Bitte auf Postkarte kleben oder im Umschlag einsenden an: Tchibo, Hamburg 36

R 18



zug, der sich ebenfalls lautlos öffnete, die Bahre aufnahm, sich wieder schloß.

Christine von Bergen wandte sich um. Eine Schwester trat aus dem Operationssaal.

„Wie steht es?" fragte die alte Frau.

Die Schwester neigte den Kopf. „Ich kann Ihnen nichts Genaues sagen. Aber ich glaube, es ist verhältnismäßig gut gegangen."

„Wann kann ich ihn sehen?"

„Da müssen Sie bitte den Herrn Professor fragen. Aber ich denke, vor morgen ist da gar nichts zu machen."

„Ja, danke." Christine von Bergen ging langsam davon. Als sie aus dem Haus trat, schloß sie einen Augenblick lang geblendet die Augen vor der warmen, glänzenden, frischen Frühlingssonne.

Dann stieg sie die Stufen hinunter zu ihrem Wagen. Der Chauffeur wartete dort, die Mütze in der Hand, blickte sie erwartungsvoll an.

„Es ist vorüber, Franz", sagte sie. „Fahr mich nach Hause."

Die Straße wand sich durch grüne Wiesen und gelbe Felder. Eine kleine, weiße Kapelle tauchte hinter einer Bodenwelle auf.

„Halt an, Franz", sagte die alte Frau.

Sie stieg aus, ehe er ihr noch behilflich sein konnte, schritt zu der Kapelle hinüber.

Sie kniete lange vor der Statue der Madonna. Ihre Lippen bewegten sich lautlos. Herr, für mich erbitte ich nichts mehr — du hast mir ein langes Leben geschenkt, und es wird bald vorüber sein. Aber für ihn, für den Jungen, der mir lieb ist wie ein Sohn, bitte ich dich — laß ihn gesund werden . . .!

★

Dies geschah in Straßburg an einem Aprilmorgen, und Ähnliches geschah in Düsseldorf am Abend desselben Tages.

Auch da leuchtete das rote Zeichen „Operation" über einer weißen Tür — aber hier war es der Entbindungssaal der Meijerschen Privatklinik.

Friedrich von Bergen ging unruhig im Flur davor auf und ab. Er zog hin und wieder sein Taschentuch heraus, trocknete seine feuchten Hände.

Wartete, Stunde um Stunde . . .

Kehrte dann wieder in das Besuchszimmer zurück, wo die anderen saßen, seine Frau Maria, Herbert von Elmhoff und Pitt.

„Noch nichts?"

„Noch nichts."

Warum muß sich ein Mensch so lange quälen? Warum muß er neues Leben mit so viel Schmerzen bezahlen?

Da öffnete sich die Tür. Ein junger Arzt trat heraus, kam schnell den Gang entlang.

Bergen lief ihm entgegen. „Wie steht es?"

„Der Blutverlust ist sehr groß. Wir müssen eine Übertragung machen . . ."

„Ist Gefahr?"

Der junge Arzt hob die Hände.

„Und das Kind?"

„Es ist, als wehre sie sich, es zur Welt zu bringen . . . Es ist ja auch noch zu früh. Sieben Monate . . ." Und mit einem Blick in das aschfahle Gesicht von Bergens: „Frühgeburten sind immer schwierig, wissen Sie, aber wir tun alles. Sie können ganz sicher sein."

Dann ging der Arzt schnell davon. Bergen lehnte sich gegen die Wand, stützte sich mit flachen Händen dagegen.

Mein Kind, dachte er, meine Tochter . . . nimm sie mir nicht, bitte, nimm sie mir nicht . . . Was hat sie getan, daß sie so leiden muß . . .

Sein Kopf fuhr vor, als er es hörte, das Stöhnen, das durch die verschlossene Tür drang. Er lauschte. Da war es wieder, und diesmal verstand er ein Wort, einen Namen . . . „Thomas".

Ich ertrage es nicht, dachte er, bitte, laß es doch zu Ende gehen.

Das Stöhnen verstummte.

Dann plötzlich, ganz plötzlich war da ein anderer Laut: ein Wimmern, ein dünnes Kinderwimmern.

Wieder öffnete sich die Tür, eine Schwester stürzte heraus, lief an ihm vorbei, ohne ihn zu sehen, kam mit dem jungen Arzt zurück. Beide verschwanden in dem Entbindungssaal.

Und wieder war es ganz still. Nichts mehr war zu hören. Bergen stand regungslos. Er wußte nicht, wieviel Zeit vergangen war, als Dr. Breuer endlich erschien.

Der alte Arzt war blaß, aber er lächelte.

„Was . . ." Weiter kam Bergen nicht, brachte kein Wort mehr über die Lippen.

„Es ist alles gut gegangen — nach menschlichem Ermessen."

„Bitte, sag es meiner Frau — sie wartet im Besuchszimmer."

Bergen wandte sich ab, schritt den Flur hinunter, verließ das Krankenhaus. Hinten im Garten fand er eine Bank. Dort setzte er sich hin, ganz still, ganz allein, und es sah niemand, daß er weinte.

★

Das erste Erwachen von Thomas begann damit, daß seine Hände über die Bettdecke zuckten.

Die Schwester, die neben seinem Bett saß, beugte sich über ihn, hielt seine Hände fest.

„Herr Cramer!" sagte sie, „wachen Sie auf, Herr Cramer."

„Ruth", flüsterte er, „Ruth."

Seine trockenen aufgesprungenen Lippen zuckten, „Ruth, Durst, Ruth, bitte . . ."

Die Pflegerin netzte seinen Mund mit einem nassen Tuch.

„Ruhig", sagte sie, „schön ruhig."

„Schmerzen", flüsterte Thomas, „Schmerzen . . . meine Beine, meine Beine tun weh, ich . . ."

„Ruhig", wiederholte die Schwester, „schön ruhig."

Thomas' Stimme verlor sich in einem unverständlichen Gemurmel. Seine Augenlider zitterten. Dann war er wieder eingeschlafen.

★

Ruths Gesicht war noch schmaler geworden, noch zarter. Die bräunlich weiße Haut schien durchsichtig. Es war fast, als könne man darunter die Knochen sehen.

Ihre Augen waren groß und glänzend, so groß und glänzend wie nie zuvor, als sie zu sich kam.

„Wie lieb, daß ihr alle gekommen seid", sagte sie. Ihre Stimme klang noch leise und flach, so, als falle es ihr schwer zu sprechen. Ihre Augen gingen von einem zum anderen. Sie blickte ihre Mutter an, die krampfhaft lächelte, sich an den Arm ihres Mannes klammerte, Pitt, der mit hochroten Ohren dastand, an der Unterlippe nagte, sie fast ehrfurchtsvoll musterte, und Herbert — sie entdeckte ein paar graue Fäden in seinem Haar.

„Mir geht es schon wieder ganz gut", sagte Ruth. „Ich bin bestimmt bald wieder gesund."

„Natürlich", versprach ihr Vater. „Bald holen wir dich wieder nach Hause."

Ruth faßte nach seiner Hand.

„Habt ihr mein Kind schon gesehen?" Plötzlich trat ein schmerzliches Glitzern in ihre Augen. „Ich habe es noch nicht gesehen", flüsterte sie, „sie sagten, ich sei noch zu schwach. Aber ich möchte es sehen, nur einmal, Vater, bitte, sag es dem Arzt . . ."

Bergen nickte stumm.

Er dachte an das Kind, das zu schwach zum Leben schien, an das winzige, rote, greisige Kindergesichtchen, das er einen kurzen Augenblick lang drüben in der Säuglingsstation durch das Glasfenster zu sehen bekommen hatte.

„Es geht ihm doch gut?" flüsterte Ruth, „ich meine — es ist doch — es ist doch gesund?"

„Natürlich. Es ist ein gesunder kleiner Junge, und sicher werden sie ihn bald zu dir bringen, wenn du ein bißchen kräftiger bist." Herbert sagte es ganz fest und ruhig, obwohl auch er wußte, daß das Leben des Kindes so schwach

Sie geraten in den Sog eines unfaßbaren Schicksals:

RUTH VON BERGEN, taujung, schön, Kind reicher Eltern aus Düsseldorf — sie lebte ohne Ziel und ohne Freude zwischen einer Horde von Twens, die an der Küste von Cannes und Nizza ihre Langeweile mit Whisky und schnellen Autos vertreiben wollen. Ruth ist einsam und fast verzweifelt — bis Thomas auftaucht . . .

THOMAS CRAMER, Brückenbau-Ingenieur, 31 Jahre, erfolgreich, aber kein Angeber. Ein richtiger Mann zwischen den Playboys der Riviera. Aus dem höchsten Himmel der Liebe stürzt er in die tiefste Hölle der Verzweiflung, als seine Brücke zusammenbricht. Man zieht ihn aus den Trümmern — für ein Leben im Rollstuhl . . .

FRIEDRICH VON BERGEN, rheinischer Millionär, dem das Glück seiner Tochter alles bedeutet. Weil er sich selbst von unten hochgearbeitet hat, macht er kein Theater: er gibt seinen Segen für die Hochzeit zwischen Ruth und dem unbekannten, unbegüterten Ingenieur Thomas Cramer. Für ein Glück von wenigen Tagen . . .

MARIA VON BERGEN, seine Frau, unselbständig, ängstlich, völlig überfordert von dem Schicksal, das ihre Tochter betroffen hat. Ruth und ihre Mutter verstehen sich nicht mehr, Maria kann Ruth überhaupt nicht helfen, fordert sie auf, sich von dem „Krüppel" Thomas scheiden zu lassen . . .

HERBERT VON ELMHOFF, Ruths Jugendfreund. Seine Hoffnung, endlich doch Ruth zum Altar zu führen, ist nun mit einem Schlag zunichte. Aber er ist ein Mann mit Haltung. Niemand merkt ihm an, daß eine ganze Welt für ihn zusammengebrochen ist. Und er ist ohne Zögern zur Stelle, als Ruth plötzlich nach ihm ruft . . .

war, daß es jeden Augenblick verlöschen konnte.

Hinter ihnen betrat eine Schwester das Zimmer. „Ich glaube, Sie müssen jetzt gehen, die junge Mutter braucht noch viel Ruhe . . ."

Sie nickten Ruth zu, lächelten und gingen auf Zehenspitzen hinaus.

Standen auf dem Flur, wußten nicht, was sie tun sollten.

„Ich will noch mal mit dem Kinderarzt sprechen", sagte von Bergen. Er ging davon. Die anderen warteten.

Die Schwester verließ Ruths Zimmer, kam schnell auf sie zu. „Gut, daß Sie noch da sind", sagte sie. „Ihre Tochter möchte Herrn von Elmhoff sprechen."

Ruth winkte Herbert nah zu sich heran.

„Du mußt Thomas finden", bat sie. „Du mußt ihm sagen, daß wir einen Jungen haben. Du mußt es mir versprechen, Herbert. Bitte, du bist doch mein Freund."

„Ja", sagte er, „ich verspreche es dir."

„Danke." Dann schloß sie die Augen. Er strich über ihre Hand. Sie lächelte. „Danke", flüsterte sie noch einmal.

Als er auf den Flur zurückkam, wartete nur noch Pitt auf ihn.

„Sie sind schon zum Wagen gegangen. Dem Kind geht es besser", sagte er.

„Dann laß uns auch gehen", erwiderte Herbert.

Aber der Junge blieb stehen, sah zu Boden, scharrte mit den Füßen, wie immer, wenn er unsicher war.

„Ist noch was?" fragte Herbert.

„Wollte Ruth wissen, wo Thomas ist?"

„Ja."

„Du weißt es auch nicht?"

„Nein."

„Würdest du es ihr sagen, wenn du es wüßtest?" Die großen braunen Augen des Jungen blickten Herbert forschend an.

„Ja", antwortete Herbert.

„Ich auch", sagte Pitt. „Er ist doch ein feiner Kerl, nicht? Auch wenn Mama ihn nicht mag."

★

Die Sonne fiel warm und gelb durch die offenen Fenster. Die Gardinen blähten sich im leichten Sommerwind.

Ruth saß neben dem Bettchen des Kindes in ihrem Zimmer. Sie war seit einem Monat wieder zu Hause.

Ihre Hände lagen leicht auf der Kante der Wiege. Der kleine Junge schlief, mit gesunden, runden roten Wangen, die winzigen Fäuste dagegengepreßt.

Er wird einmal aussehen wie Thomas, dachte sie, ganz genauso. Sie beugte sich vor und berührte sacht den spärlichen braunen Haarschopf des Kindes.

„Thomas", flüsterte sie. So hatten sie ihn genannt, bei der Taufe vor einem Monat.

Ruth hörte nicht, als Herbert eintrat. Einen Augenblick lang blieb er stehen, betrachtete sie. Er sah nur ihre bräunliche Wange neben dem jetzt kurzgeschnittenen glatten schwarzen Haar. Ihre schlanken Hände strichen über die Bettdecke des Kindes.

Herbert spürte, wie es ihm heiß in die Kehle stieg. Er trat nur zögernd näher.

Da wandte Ruth sich um. Nickte ihm zu, legte den Finger auf die Lippen, wies auf die Wiege.

Sie stand auf, kam ihm entgegen, ging mit ihm hinaus.

„Gehen wir in den Garten?" fragte sie.

Er nickte. Sie nahm seinen Arm.

Draußen auf der Terrasse spiegelte sich die Sonne in den letzten Pfützen des kurzen Gewitterregens, der am Mittag den Himmel geklärt hatte. Von jenseits des Parks, von den Tennisplätzen, drang das Aufschlagen der Bälle herüber, die kurzen, fröhlichen Zurufe der Spielenden.

„Ich möchte gern wieder mal Tennis spielen", sagte Ruth, während sie langsam über den Rasen schritten zu der Sitzecke unter den Buchen, „aber Dr. Breuer erlaubt es noch nicht. Und reiten würde ich wieder gern und zum Segeln an den Baldeney-See fahren."

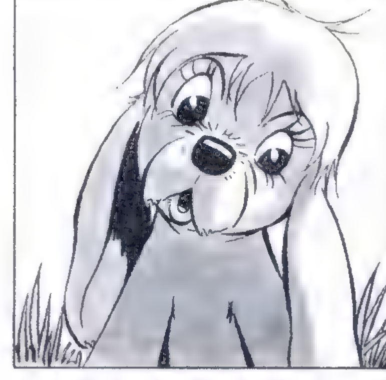
Sie streckte sich in einem der Liegestühle aus, ließ es lächelnd geschehen, daß Herbert ihr das Kissen im Nacken zurechtrückte.

„Mama hat uns ihre berühmte Zitronenlimonade bereitet", sagte sie und wies auf die vom Eis beschlagene, bauchige Glaskanne.

Fortsetzung übernächste Seite



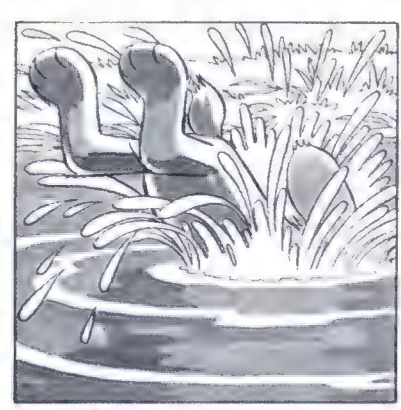
SUSIS Abenteuer



Als Susi nicht begreifen kann,
Was in dem Wasser mit dem Mann
Vor ihren Augen jetzt passiert,
Ist sie nicht wenig konsterniert



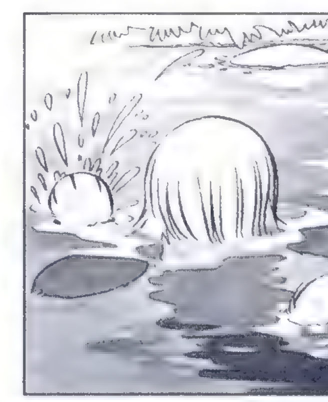
Und fürchtet darum instinktiv,
Daß irgend etwas ginge schief:
Der Kopf, den man zum Atmen braucht,
Ist nämlich vollends weggetaucht.



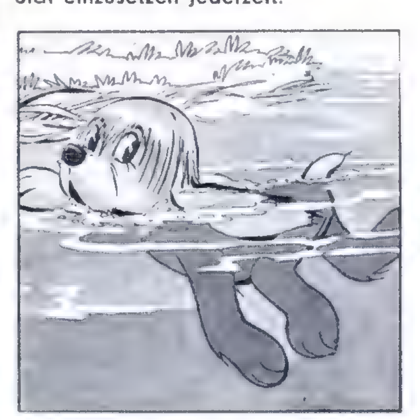
Obwohl es sie vorm Wasser graust,
Ist Susi tapfer losgesaust
Und springt jetzt blindlings in den Fluß,
Weil sie hier einfach helfen muß . . .



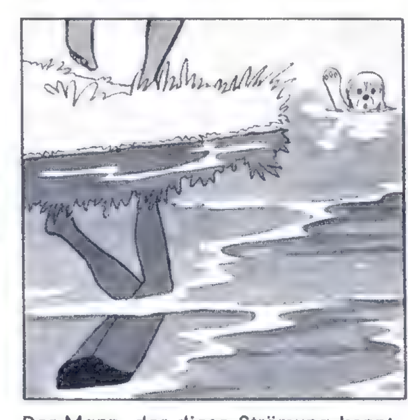
Der Mann, der ahnt, was sie geführt
Zu diesem Sprung, ist tief gerührt
Von so viel Liebe, die bereit,
Sich einzusetzen jederzeit.



Da taucht die Kleine wieder auf;
Sie kämpft mit diesem Wasserlauf,
Bis sie ganz richtig oben schwimmt.
Ob sie nun Kurs aufs Ufer nimmt?



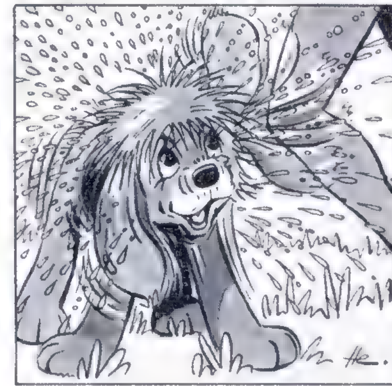
Ihr war's ums neue Herrchen bang,
Als sie so kühn ins Wasser sprang.
Doch seine große Sorge bleibt,
Daß sie nun selbst flußabwärts treibt.



Der Mann, der diese Strömung kennt,
Die jetzt Klein-Susi fortreißt, rennt
Durchs hohe Ufergras geschwind,
Zu helfen seinem Findelkind.



Weit unterhalb, ein gutes Stück
Vom Lagerplatz, hat er das Glück,
Den kleinen Hund mit fester Hand
Zurückzuholen auf das Land.



Wie's üblich ist, wird jetzt das Fell
Geschüttelt hier an Ort und Stell.
Dem Mann sowohl als auch dem Hund
Kam dieses Bad zur rechten Stund.

Zeichnungen und Text: Hans Held

Glück ist wie Glas

Herbert goß zwei Gläser voll und reichte ihr eines.

„Du bist so schweigsam heute?" fragte sie, „hast du Kummer?" Sie blickte ihn forschend über den Rand ihres Glases hinweg an.

Er schüttelte den Kopf. „Nein — obwohl ich etwas mit dir besprechen möchte — es ist nichts Schlimmes", unterbrach er sich hastig, als er sah, wie sich ihre Augen verdunkelten, „es ist nichts Unangenehmes ..." Er schwieg, fühlte sich plötzlich verwirrt. Er blickte auf seine Hände, zündete sich eine Zigarette an, rauchte, trank aus seinem Glas.

Als er wieder aufsah, hatte Ruth ihr Gesicht halb abgewandt.

„Vielleicht ist es noch für all das, was ich dir sagen möchte, zu früh", begann er vorsichtig, „aber ich möchte dir trotzdem sagen, daß wir vielleicht eines Tages, ich meine, wenn noch etwas Zeit vergangen ist — du und ich, daß wir vielleicht, daß du vielleicht ..." Er verstummte wieder, drückte heftig seine Zigarette aus, plötzlich ärgerlich über seine Unbeholfenheit, über seine Rücksichtnahme.

Seit fast einem Vierteljahr hatten sie nichts mehr von Thomas gehört. Herbert hatte sogar versucht, ausfindig zu machen, wo Thomas sich aufhielt, aber es war ihm nicht gelungen.

Und schließlich wollte Thomas ja eine Scheidung. Ruth konnte doch nicht ihr ganzes Leben lang damit zubringen, ihrer kurzen, praktisch nicht mehr existierenden Ehe nachzutrauern.

Ruth wandte den Kopf. Sie sah Herbert plötzlich voll an. Sah ihn lange an. So lange, daß es ihm schwerfiel, ihrem Blick standzuhalten.

„Ich habe dich sehr gern, Herbert", sagte sie langsam. „Aber ich weiß nicht, ob dies einmal mehr wird. Wenn du warten willst, wenn du warten kannst, vielleicht eines Tages — du sagst ja selbst, daß es noch zu früh ist, um darüber zu reden. — Ich will ganz ehrlich sein: manchmal, in den letzten Wochen, habe ich schon daran gedacht, daß du und ich ... Aber ich denke nur daran, verstehst du. Ich habe noch mit niemandem darüber gesprochen — und wenn ich dann wieder mein Kind anschaue, den kleinen Thomas, dann empfinde ich es fast als ein Verbrechen ihm gegenüber, daß ich so denke."

„Ich habe lange gewartet", sagte er, „und ich will auch länger warten. Weißt du, es bleibt mir gar nichts anderes übrig." Er sagte es fast leicht dahin, fast spöttisch, aber sie spürte genau, wie ernst es ihm war.

Sie schloß die Augen, als sei sie mit einem Male sehr müde.

Nach einer Weile stand Herbert auf, sagte: „Ich habe noch etwas mit deinem Vater zu bereden, etwas Geschäftliches. Ich komme bald wieder ..."

★

„Wenn du Leibschmerzen hast, hab' ich auch welche!" Dr. Breuer blinzelte Pitt über seine Brillengläser hinweg an. „Na, rück schon mit der Sprache heraus! Was ist los?"

Pitt rutschte auf seinem Stuhl hin und her. „Nee, ich hab' keine Bauchschmerzen! Aber irgend etwas mußte ich doch sagen. Sonst hätte mich die Anna wieder fortgeschickt, weil du doch Sprechstunde hast ..."

„Also, mach's kurz, was willst du?" Dr. Breuer seifte sich die Hände in der Waschnische, trocknete sie sorgsam ab, kam dann zu dem Jungen herüber und blieb vor ihm stehen.

„Zu Hause irgend etwas nicht in Ordnung?"

Glück ist wie Glas

„Doch", sagte Pitt, „alles."

„Weißt du nicht, wo Thomas ist?" platzte er dann heraus.

Der alte Mann schüttelte den Kopf. „Nein! Wieso kommst du darauf? Warum fragst du danach?"

Pitt hob die Schultern. „Ich hätt' es eben gern gewußt."

„Du magst ihn wohl?"

Pitt nickte.

Die alte Anna steckte ihren grauen Kopf durch die Tür.

„Herr Doktor, die Patienten warten!"

„Jaja", sagte Breuer, „gleich."

Anna verschwand brummend.

Der Arzt wandte sich wieder Pitt zu. „Du bist eigentlich zu jung, um Schicksal zu spielen. Vielleicht hat Ruth ihn auch schon vergessen? Vielleicht will sie Thomas gar nicht zurückhaben?"

Er sah, wie der Junge rot wurde.

„Nein, Ruth hat ihn nicht vergessen. Das weiß ich ganz bestimmt. Ich schlaf' doch im Zimmer neben ihr, und manchmal", Pitt hob wieder die Schultern, „manchmal hör' ich, wie sie weint — und das kann ich nicht vertragen!"

„Woher weißt du, daß sie um Thomas weint?"

„Worum denn sonst?" fragte Pitt verwundert. „Sie hat doch sonst alles, was sie will."

„Hör mal zu, mein Junge, deine Schwester muß sich nicht scheiden lassen, wenn sie nicht will. Und ein Mensch verschwindet nicht spurlos. Wenn Ruth unbedingt gewollt hätte, hätte sie erfahren, wo er ist."

„Sie hat einfach Angst gehabt", sagte Pitt. „Sie hat Angst gehabt vor Thomas . . ."

„Und jetzt kommst du und willst die beiden wieder zusammenbringen?"

Pitt nickte heftig.

„Und du stellst dir das ganz einfach vor?"

„Ich weiß nicht . . ." das klang schon zögernder.

„Ich kann dir da nicht helfen, Pitt", sagte der alte Arzt entschieden. „Weißt du, ich habe so oft im Leben erfahren, wie Menschen etwas erzwingen wollten. Es ist ihnen nur ganz, ganz selten gelungen, und meistens ist es dann nicht gut ausgegangen. Glaub mir — Thomas und Ruth, die wissen schon, was sie tun. Sie sind doch beide erwachsene Menschen . . ."

★

Lustlos ging Pitt nach Hause. So war das immer. Die Erwachsenen dachten, man sei noch ein Kind. Dabei war das gar nicht wahr. Manchmal merkte man sogar viel eher als sie, was los war. Und er, Pitt, war davon überzeugt, daß Ruth nur darauf wartete, irgendetwas von Thomas zu hören, um alles zu vergessen, was geschehen war — um bei ihm zu bleiben.

Vielleicht war Thomas doch in irgendeiner Klinik, irgendwo in einem anderen Land. Thomas war doch nicht ohne Grund verschwunden.

An einem Zeitungskiosk blieb Pitt stehen, betrachtete die Titelbilder der neuen Illustrierten. Plötzlich fiel ihm der Zeitungsausschnitt ein, der damals über die Operation in Straßburg berichtet hatte. Gut. In Straßburg war Thomas nicht. Das wußten sie. Aber hatte nicht in dem Artikel auch etwas von einer Operation in der Schweiz gestanden?

In der Schweiz gab es viele Kliniken und viele Ärzte, wie in jedem Land. Aber irgendwie mußte es ihm doch gelingen, herauszufinden, in welcher die Operation durchgeführt worden war?

Und dann wußte Pitt plötzlich, was er tun würde. Er drehte sich auf dem Absatz herum und rannte, als komme es jetzt auf jede Sekunde an, zu dem Haus vom alten Doktor Breuer zurück.

„Du kannst jetzt wirklich nicht zum Doktor", empfing ihn Anna. „Aber warten kannst du auf ihn, im Studierzimmer. Nur anrühren darfst du nichts. Das mußt du mir versprechen."

Pitt versprach es gern. Aber er hielt sich nicht daran. Einen Band nach dem anderen der ledergebundenen medizinischen Fachzeitschriften hievte er von den Bücherregalen. Blätterte sie durch, mit schnellen, ungeduldigen Fingern.

Als er schon enttäuscht und entmutigt aufgeben wollte, fand er durch Zufall, was er suchte: Ein Zeitschriftenband polterte ihm aus der Hand, ein Bündel Zeitungsausschnitte fiel heraus. Der erste beschrieb die Operation in Straßburg, der zweite eine gleiche in Zürich. Die anderen Ausschnitte lagen mehr als zwanzig Jahre zurück.

Pitt notierte Namen und Anschrift der Klinik in der Schweiz, verstaute den Zettel gut in seiner Jackentasche. Er stellte die Zeitschriftenbände wieder an ihren Platz, rieb sich mit seinem Taschentuch die staubigen Hände ab.

Mit einem Male wußte er nicht mehr, warum er noch hier bleiben sollte. Er hatte doch gefunden, was er wollte. Er stahl sich durch das Haus, das still war bis auf das Geschirrgeklapper der ewig tätigen Anna aus der Küche und die leisen, gedämpften Stimmen aus dem Wartezimmer.

An der nächsten Straßenbahnhaltestelle sprang er auf die schon fahrende Bahn. Er wollte jetzt so schnell wie möglich nach Hause kommen.

Noch am gleichen Abend verfaßte er einen Brief an die Klinik in der Schweiz.

Er schrieb mit heißen Wangen, zerriß mehrere Bogen, bis er endlich zufrieden war. Aufatmend legte er den Kugelschreiber aus der Hand. Steckte den Brief in den Umschlag, klebte ihn zu. Er machte schnell drei Kreuze darüber, für eine gute Antwort — so wie er es bei seinen Schularbeiten um gute Noten zu tun pflegte. Er entwischte noch einmal ungesehen aus dem Haus, warf den Brief in den Kasten. Dann kehrte er zurück, ging zu Bett und schlief sofort ein — in dem Bewußtsein, etwas Gutes getan zu haben.

★

Thomas wurde noch einmal operiert. Aber diesmal dauerte es nur noch eine knappe Stunde. Als er wieder aus der

Fortsetzung übernächste Seite

REVUE erscheint wöchentlich. Verlag, Druck und Redaktion:
KINDLER UND SCHIERMEYER VERLAG AG, München 8, Lucile-Grahn-Str. 37
Tel. 44 98 91 · Telegramme: Kindlerverlag München · Fernschreiber: 05-23372

CHEFREDAKTEUR: Oscar Stammler

STELLVERTRETENDER CHEFREDAKTEUR: Ewald Struwe

REDAKTION: Andreas Bauer, Heinrich David, Dietmar Ebert, Claus Gaedemann, Beate Groterjahn, Herbert Kaufhold, Dr. Walter Kunze, Oswald von Nagy, Wolfgang W. Parth, Dr. Rudolf Riedler, Hildegard Schmidt, Wolfgang Schraps, Walter Seidlitz, Walter E. Spies, William Steinborn. GESTALTUNG: Joe Henselder

CHEF VOM DIENST: Klaus Nestele GRAPHIK: Wolfgang Böhle

BERATENDE REDAKTION: Nina Raven-Kindler · Dr. Dr. Friedrich Landgraf · Dr. E. H. G. Lutz

EXKLUSIV-REPORTER: Wolfgang David, Heinz Hering, Jenö Kovács, Werner Roelen, Dr. Peter Senzer, Ludwig Weitz

VERLAGSLEITER: Willy Roth

STELLVERTRETENDE VERLAGSLEITER: Helmut Ehrmann (Anzeigendirektor); Klaus Wagner

Vertriebsdirektor: Hans Heyd

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Oscar Stammler · Für den Anzeigenteil Anton Croos · Für die Herausgabe in Österreich verantwortlich: Hans G. Kramer, Wien I., Freyung Nr. 6 · Printed in Germany

EXPORT

che Qualitätscigarette
d für die Welt

on
ihre
ß-

20 Stück
DM 1.75 (Inlandspreis)

Ein Erzeugnis
der Cigarettenfabrik
Kristinus

„Daß die PEER EXPORT auch in New York geraucht wird, beweist nur ihre Qualität. In Deutschland schwören viele auf diese Export-Cigarette – genau wie ich; mir schmeckt die PEER EXPORT ausgezeichnet."

Glück ist wie Glas

Narkose erwachte, saß der Professor an seinem Bett.

„Sehr zufrieden bin ich mit Ihnen", sagte Walsch in dem weichen Tonfall der Elsässer.

Thomas hob leicht die Hand. Der Professor ergriff sie, drückte sie, nickte ihm zu. „Ich glaube, wir haben es geschafft."

Thomas schloß wieder die Augen. Sein Gesicht entspannte sich, wurde weich und jung.

„Sie haben übrigens auch Post", sagte Walsch, „wollen Sie sie sehen? Sie ist mir von einem befreundeten Kollegen aus Zürich zugeschickt worden."

„Das ist alles?" fragte die Schwester verwundert.

„Das ist alles", sagte Thomas. „Und bitte, schicken Sie es in einem neutralen Umschlag an diese Adresse."

„Wie Sie wünschen, Herr Cramer", sagte die Schwester, aber ehe sie hinausgehen konnte, rief er sie zurück. „Ich lasse es doch lieber. Geben Sie mir den Brief zurück."

Die Schwester gehorchte. Thomas zerriß beide Briefe.

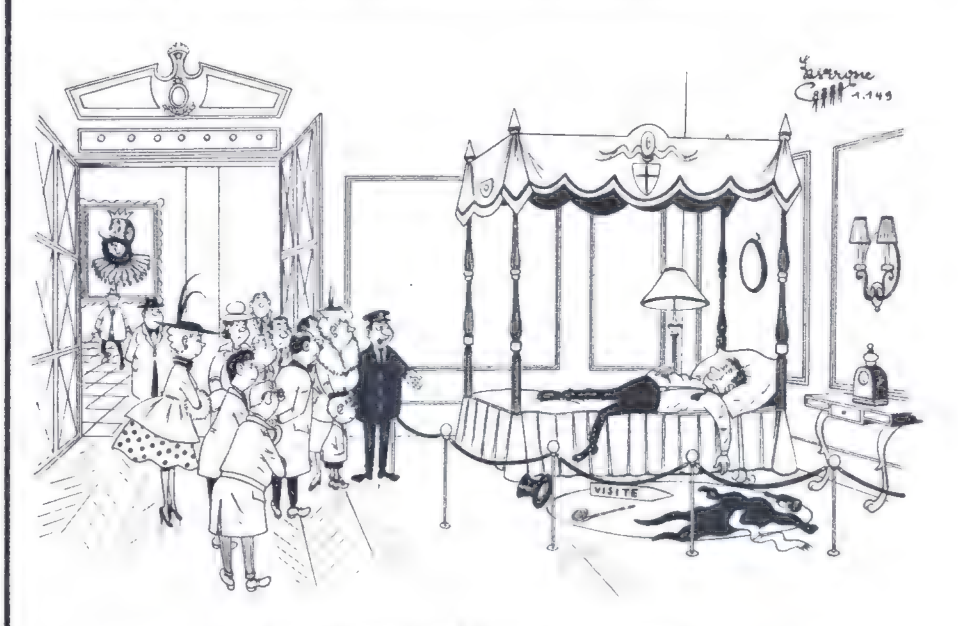
★

Und so wartete Pitt vergeblich auf eine Antwort. Aber er gab nicht auf, vor allem nicht, als er eines Abends wieder einmal nicht widerstehen konnte und ein Gespräch zwischen seiner Mutter und Ruth belauschte, an jenem Abend, als sein Vater für ein paar Tage nach New York abgereist war.

Er hatte noch draußen im Garten mit den Hunden herumgetollt, als er plötzlich die Stimme seiner Mutter aus dem Salon hörte, hoch und schrill und aufgeregt:

„Ruth, du solltest wirklich Vernunft annehmen! Du kannst Herbert nicht ewig hinhalten. Warum läßt du dich nicht endlich scheiden ..."

Pitt konnte Ruths Erwiderung nicht verstehen. Die Hunde Happy, Bully und



„Sie haben heute Glück, meine Herrschaften — in diesem Bett aus der Zeit Ludwigs XIII. sehen Sie den Baron selbst . . ."

„Aus Zürich?" fragte Thomas wieder ganz wach, mit deutlicher Abwehr in der Stimme. „Wieso? Von wem?"

„Man scheint in Düsseldorf der Ansicht zu sein, daß Sie sich in Zürich befinden. Der Brief zeigt übrigens eine sehr jugendliche Handschrift", sagte der Professor.

„Wieso weiß man in Zürich, daß ich hier bin?"

„Vor der Operation besprach ich mich mit dem Kollegen Marpfli aus der Schweiz. Daher ist ihm Ihr Name bekannt. Wollen Sie Ihren Brief nun lesen?"

Thomas nickte widerwillig.

Der Professor reichte Thomas den Brief.

Er las:

Lieber Thomas! Ich weiß nicht, ob Du wirklich in dieser Klinik bist oder ob Du meinen Brief überhaupt bekommst. Aber wenn Du ihn erhältst, dann antworte mir bitte. Ich möchte bloß wissen, ob es Dir gut geht. Ich sag's auch niemandem weiter. Das verspreche ich Dir. Es grüßt Dich herzlich Dein Pitt.

Als Thomas aufsah, hatte der Professor das Zimmer verlassen. Er klingelte nach der Schwester.

„Bitte, wollen Sie ein paar Zeilen für mich aufnehmen?" fragte er.

„Aber natürlich." Die Pflegerin holte einen Schreibblock und Bleistift.

„Lieber Pitt", diktierte er, „Mir geht es gut, aber bitte, denk an Dein Versprechen."

Cäsar umsprangen kläffend seine Beine, schnappten nach der kurzen Peitsche, die er in der Hand hielt. Er scheuchte die Hunde in den Zwinger, schlich dann auf die Terrasse.

„Ich bin doch deine Mutter, ich spüre, daß du dich immer noch um Thomas grämst. Aber sieh doch ein, daß es zu nichts führt — und schließlich will er doch die Scheidung! Was erwartest du eigentlich noch?"

Pitt kauerte sich in einen Gartenstuhl, lauschte angestrengt durch das Dunkel zum Salon.

„Ich möchte ihn noch einmal sehen", sagte Ruth. „Ich möchte ihn noch einmal sprechen. Mama, ich verspreche dir — dann werde ich mich entscheiden."

„Ach, mach dir doch nichts vor", sagte Maria ärgerlich, „du würdest dir nur neuen Kummer machen — und uns auch. Wir haben schließlich genauso unter allem gelitten wie du."

Ruth erwiderte nichts.

Pitt hörte nur, wie eine Tür klappte, und er wußte, sie war einfach hinausgegangen.

Er stützte seinen Kopf in die Hände. Was sollte er bloß tun? Zu Ruth gehen und sagen: Thomas ist in einer Klinik in Zürich? Aber er hatte keinen Beweis dafür. Er hatte doch keine Antwort von dort bekommen? Wenn Thomas nun gar nicht da war?

Ich hätte es doch Papa sagen sollen, dachte er. Der hätte einen Rat gewußt. Aber dazu war es jetzt zu spät. Sein Vater würde erst in acht Tagen zurück-

kommen oder vielleicht erst in vierzehn Tagen — man wußte das nie so genau, wenn er in Geschäften nach Amerika flog.

Pitt stand auf, lief um das Haus herum, kletterte durch das offene Fenster in die Bibliothek.

Er schlich leise durch das Zimmer zur Tür, öffnete sie lautlos. Das Licht im Salon war aus. Sicher war Mama auch schon schlafen gegangen. Er schloß die Tür wieder, drehte den Schlüssel um.

Er setzte sich an den Schreibtisch, schlug im Telefonbuch die Fernauskunft nach, verlangte die Verbindung nach Zürich.

„Wir rufen Sie wieder an, im Augenblick sind alle Leitungen besetzt", sagte das Mädchen vom Fernamt.

Es dauerte nicht lange. Das Telefon klingelte. Pitt nahm den Hörer ab. Ganz fern sagte eine Stimme: „Privatklinik Professor Marpfli."

„Bitte verbinden Sie mich mit Herrn Cramer", sagte Pitt mit einer Stimme, von der er hoffte, daß sie erwachsen klang.

„Cramer", wiederholte die ferne Stimme, „leider haben wir keinen Patienten dieses Namens."

„Doch", rief Pitt, „ganz bestimmt, ich habe ihm doch geschrieben ..."

„Es tut mir leid, davon weiß ich nichts."

Pitt legte enttäuscht den Hörer auf. Was nun?

Ob Thomas doch in der Straßburger Klinik war?

Vielleicht wußte die Großmama etwas? Mit der Hellsichtigkeit von Kindern und dem Glück des Zufalls traf er genau das Richtige und erfuhr, daß Thomas wirklich in Straßburg war.

„Sag ihnen, daß du in meinem Namen anrufst", und die alte Frau fügte still zu sich hinzu ... viel Glück, kleiner Pitt, vielleicht darfst du Schicksal spielen.

Das Herz klopfte Pitt im Hals, als er diesmal die richtige Nummer wählte und nach Thomas fragte. Es rauschte und knackte in der Leitung, dann war es plötzlich still, und Pitt hörte deutlich, wie jemand am anderen Ende atmete.

„Thomas", flüsterte er, und dann lauter: „Thomas! Wie geht es dir! Hier ist Pitt. Ich bin ja so froh, daß ich dich gefunden habe ..." Seine Worte überstürzten sich. „Hallo", rief er, „Thomas". Aber er bekam keine Antwort.

Dann schaltete sich das Fernamt ein: „Hallo, sprechen Sie noch?"

„Ja", rief Pitt, „ja, natürlich!" Und dann wieder: „Thomas, bitte, sag doch etwas."

„Ruf mich nicht mehr an", sagte drüben eine Stimme, „ruf mich bitte nicht mehr an." Dann klickte es.

Thomas hatte aufgelegt. Pitt starrte den Hörer an. Er schüttelte verständnislos den Kopf.

„Pitt!"

Er fuhr herum. Am Fenster, das er zu schließen vergessen hatte, sah er Ruth. Pitt spürte, wie ihm das Blut in die Wangen schoß. Er versuchte, ein harmloses Gesicht zu machen, aber er wußte, daß es ihm nicht gelang.

„Mit wem hast du telefoniert?" fragte Ruth.

Sie reckte ihren Kopf in das Zimmer hinein. Ihre Augen waren übergroß und ganz dunkel.

„Och —" machte Pitt, „ich habe bloß ..."

„Bitte, lüg mich nicht an, Pitt ..."

„Ich habe mit Thomas gesprochen", sagte er.

„Du weißt, wo er ist?"

Pitt nickte.

„Sag es mir!"

Er nickte wieder.

„Warte, ich komme herein."

Er hörte das Klappern von Ruths Sandalen, als sie hastig über die Terrasse um das Haus herumlief. Er ging zur Tür, schloß sie auf. Ruth betrat schnell das Zimmer.

„Wo ist er?"

„In Straßburg", sagte Pitt. „Die Telefonnummer steht auf dem Block."

Ruth glitt in einen Sessel, schlug die Hände vors Gesicht.

Pitt wollte zu ihr gehen, aber er konnte es nicht. Da drehte er sich um und verließ still die Bibliothek.

Fortsetzung folgt in der nächsten




Der Jurist in REVUE

Wem gehört der Lotto-Gewinn?

Von Dr. Dr. Friedrich Landgraf, München



Mit kleinem Einsatz versuchte Marianne K. ihr spärliches Haushaltsgeld aufzubessern. Sie hatte Glück und gewann. Doch der Gewinn brachte ihr keine reine Freude, denn ihr Mann versucht sich jetzt von ihr scheiden zu lassen und erhebt zugleich Anspruch auf den Haupttreffer

Eine Frau spielte heimlich mit dem Haushaltsgeld im Lotto – und machte einen Haupttreffer. Da ihr Mann ein Trinker ist, wollte sie ihm den Gewinn zunächst verschweigen . . .

Seufzend und mit schlechtem Gewissen verläßt Marianne K. den Selbstbedienungsladen. Was das alles wieder gekostet hat! Niemand macht sich eine Vorstellung davon, wieviel Geld so ein Haushalt mit zwei halbwüchsigen Kindern verschlingt. Und wieder einmal steht Marianne K. vor der unlösbar scheinenden Preisfrage, wie sie mit dem restlichen Inhalt ihres Portemonnaies die Tage bis zum Monatsende überbrücken soll.

Es ist nur ein geringer Trost für sie, daß sie dies auch in den vergangenen Monaten nie gewußt hat, und daß es trotzdem immer noch irgendwie gegangen ist.

Das sind die Sorgen einer Hausfrau, von denen die Männer, wenn sie abends von der Arbeit heimkommen, nichts hören wollen. Und Marianne K.s Mann schon gar nicht. Von ihm war weder Teilnahme an ihren Nöten zu erwarten noch gar Unterstützung in irgendeiner Form. Seitdem er die kleine Tankstelle hatte aufgeben müssen und wieder als Automechaniker arbeitete wie am Anfang ihrer Ehe, reichte das Geld vorn und hinten nicht mehr.

„Ich muß schließlich noch meine Schulden abzahlen!" pflegte er zu brummen, wenn er, widerwillig genug, ihr das spärlichst bemessene Haushaltsgeld auf den Küchentisch blätterte. Aber das war es nicht allein, was Frau K. Sorgen machte. Sie wußte, daß ihr Mann heimlich trank. Und seit einigen Wochen hatte sie auch die Gewißheit, daß er sie betrog. Nur der Kinder wegen hatte sie bisher geschwiegen.

„Geteiltes Leid ist halbes Leid" — dieses tröstliche Wort hatte in der Ehe von Marianne und Erwin K.

Wem gehört der Lotto-Gewinn?

schon lange keine Gültigkeit mehr. Jeder von ihnen ging seine eigenen Wege. Und der Weg von Frau K. führte an diesem Morgen an der Lotto-Annahmestelle vorbei. Sie besann sich nicht lange, ging, ihr schwindsüchtiges Portemonnaie ziehend, in den kleinen Laden, machte ein paar Kreuze auf das Papier, das man ihr vorlegte, und bezahlte zwei Mark. Das Ganze dauerte keine fünf Minuten.

Viele Enttäuschungen in ihrem Leben hatten Frau K. zu nüchtern gemacht, als daß sie noch an das große Glück hätte glauben können, von dem alle träumten. Aber vielleicht, so dachte sie, gibt es mir wenigstens einmal den kleinen Finger: Fünfzig Mark oder hundert, mit denen ich meine Haushaltskasse auffüllen kann. Damit wieder einmal Fleisch auf den Tisch kommt und Butter auf die Schulbrote der Kinder . . .

Ihrem Mann erzählte Marianne K. nichts von der Geschichte. Wozu auch? Er interessierte sich doch nicht für ihren „Hausfrauentratsch", geschweige denn für ihre Sorgen. Im übrigen, so fand sie, war die ganze Angelegenheit wirklich nicht der Rede wert. Sie selbst dachte ja kaum noch daran.

Am Montag morgen aber las sie in der Zeitung, daß die von ihr angekreuzten Zahlen gezogen worden waren. Fünf Treffer mit Zusatzzahl. Gewinn: 227 000 Mark!

Erst konnte sie es nicht glauben. Dann wagte sich die erste zaghafte Freude hervor, die aber sehr schnell wieder der Erkenntnis wich, daß ein Gewinn in dieser Höhe neue Probleme, neue Sorgen mit sich bringen würde. Was tun mit dem vielen Geld? Sollte sie es, einfach so, bei ihrem Mann abliefern, damit er es mit vollen Händen zum Fenster hinauswerfen, vertrinken und zu seinen Flittchen tragen konnte?

Marianne K. dachte an die Zukunft, an ihre und ihrer Kinder Zukunft. Das Leben, das ihr Mann während der letzten Monate geführt hatte, gab zu den schlimmsten Befürchtungen Anlaß. Sie beschloß, ihm den Gewinn zunächst zu verschweigen und sich bei einem Juristen Auskunft über die rechtliche Lage zu holen.

Doch bevor sie dazu Gelegenheit gehabt hatte, entdeckte Erwin K. die Gewinnbenachrichtigung. Es kam zu einer heftigen Szene, in deren Verlauf K. seine Frau der Unterschlagung bezichtigte. Der Lottoeinsatz, so erklärte er, sei der Haushaltskasse entnommen; infolgedessen gehöre der Gewinn *ihm*. Erwin K. klagte auf Herausgabe des Lottogewinns. Und weil die Situation gerade so günstig war, beantragte er auch gleich die Scheidung — wegen der angeblichen Verfehlung seiner Frau. Marianne K. konnte sich nur mit ihrer Sorge um die wirtschaftliche Existenz der Familie entschuldigen.

Voll Sorge sieht nun die Frau dem kommenden Prozeß entgegen. Wie wird das Gericht entscheiden?

Bei der juristischen Beurteilung des Falles muß vom Begriff des „häuslichen Wirkungskreises" ausgegangen werden, der in den Paragraphen 1356 und 1357 des Bürgerlichen Gesetzbuches festgelegt ist. Dort heißt es, daß die Ehefrau in Ausübung der Schlüsselgewalt zum Abschlüß von Geschäften mit Wirkung für und gegen den Mann berechtigt ist, soweit sie zur Führung des Haushaltes erforderlich sind. Voraussetzung ist allerdings, daß diese Geschäfte den „ehelichen Aufwand" betreffen und im Rahmen der Verkehrsüblichkeit liegen.

Nun kann man zwar nicht sagen, daß das Lottospielen ohne weiteres der Haushaltsführung dient. Aber da Frau K. sich von ihrem „Geschäft" ja einzig und allein eine Aufbesserung ihres Wirtschaftsgeldes erhoffte, kann man einräumen, daß ihr Lotto-Einsatz den „ehelichen Aufwand" betraf. Auch ist es als durchaus üblich anzusehen, daß eine Hausfrau einmal in der Woche zwei Mark aus ihrer Haushaltskasse für Lotto oder Toto abzweigt.

Etwas anderes wäre es allerdings, wenn Marianne K. gewohnheitsmäßig größere Beträge verspielt hätte. Doch davon konnte unter den herrschenden Umständen keine Rede sein.

Somit hat Frau K. also in Ausübung der Schlüsselgewalt ein Geschäft innerhalb des häuslichen Wirkungskreises abgeschlossen. Das bedeutet aber nichts anderes, als daß sie es kraft Gesetzes in Stellvertretung ihres Mannes abgeschlossen hat. Und das wiederum hat zur Folge, daß es allein den Mann zu Leistungen verpflichtet und zu Forderungen berechtigt.

Demgemäß hätte Marianne K. ihrem Mann von Rechts wegen schon vor der Ausspielung sagen müssen, daß sie einen Lottoschein kaufte. Sie hätte ihn auch von „ihrem" Gewinn unterrichten müssen, der ja rechtlich *sein* Gewinn ist. Sie wird aber vor Gericht ihre Sorge um die wirtschaftliche Existenz der Familie geltend machen können. Und sie wird sich ferner darauf berufen können, daß sie mit Rücksicht auf Charakter und Lebensführung ihres Mannes den Gewinn nur bis zur Klärung der Rechtslage verschweigen wollte — um des ehelichen Friedens willen, den aufrecht zu erhalten sie ja gleichfalls verpflichtet ist.

Erwin K. wird also seiner Frau gegenüber sicher nicht mit dem Vorwurf der versuchten Unterschla-

gung durchkommen, zumal ihm aus der vorläufigen Verschweigung des Gewinnes kein Schaden entstanden ist. Die Unterlassung seiner Frau ist unter keinen Umständen eine gravierende Eheverfehlung, die eine Scheidung rechtfertigen könnte.

Dies alles ändert freilich nichts an der Tatsache, daß Frau K. — nach dem eindeutigen Gesetzeswortlaut des § 1357 BGB über die Schlüsselgewalt — den Lottogewinn in voller Höhe an ihren Mann abliefern muß. Möglicherweise wird sie sich darauf berufen, daß sie die zwei Mark Spieleinsatz nicht vom eigentlichen Haushaltsgeld bestritten hat, sondern von dem ihr auf Grund der Unterhaltsverpflichtung des Ehemannes zustehenden „Taschengeld". Doch an dem Tatbestand, daß das von ihr abgeschlossene Geschäft in den „häuslichen Wirkungskreis" fällt, würde dieses Argument nichts ändern.

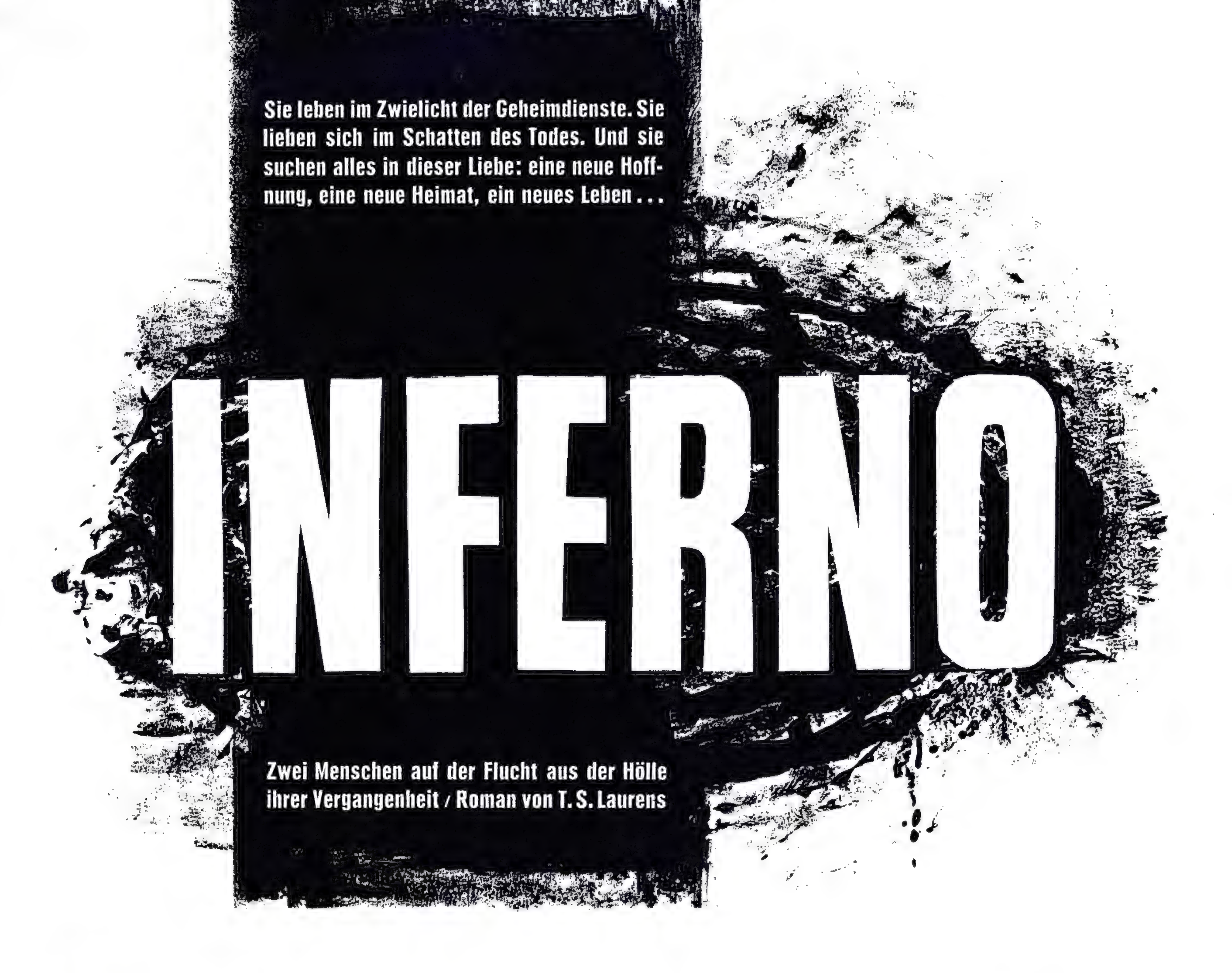
Eine Möglichkeit für Frau K., ihrem Mann den Gewinn vorzuenthalten, bestünde darin, ein Entmündigungsverfahren gegen ihn einzuleiten (wegen Trunksucht, Verschwendungssucht oder dergleichen).

Solange sie sich zu diesem Schritt, der wahrscheinlich auch wenig Erfolgsaussichten hätte, nicht entschließt, dürfte die Entscheidung des Gerichtes klar sein: Der Klage des Ehemannes auf Auslieferung des Lottogewinnes wird stattgegeben werden. Seine Scheidungsklage wegen angeblich versuchter Unterschlagung dagegen wird abgewiesen werden.

Aber wo bleibt da die Gleichberechtigung? werden vor allem die Frauen fragen. Sie werden sich — ebenso wie Frau K. — damit abfinden müssen, daß dieses schöne, im Grundgesetz der Bundesrepublik niedergelegte Prinzip durchaus noch nicht Eingang in alle Paragraphen unserer Gesetzgebung gefunden hat.

Es gibt jedoch noch eine andere Möglichkeit für Marianne K. Da ihr Mann schwere Eheverfehlungen begangen hat, kann sie selbst die Scheidung beantragen. Die Beweise, die sie vorbringen kann, genügen, um die Ehe aus Verschulden des Mannes zu trennen. In diesem Falle kommt sie, so grotesk es klingt, auf Grund der Gleichberechtigung doch noch zu einem Teil des Gewinns. Sie hat nämlich, sobald die Ehe geschieden ist, als gleichberechtigter Ehegatte Anspruch auf den sogenannten Zugewinn-Ausgleich.

Da Marianne und Erwin K. niemals einen Ehevertrag miteinander geschlossen haben, was bei vermögenslosen jungen Ehepaaren auch kaum üblich ist, leben sie im gesetzlichen Güterstand der „Zugewinngemeinschaft". Das bedeutet in der Praxis, daß im Scheidungsfall jedem Ehepartner die Hälfte des während der Ehe erzielten „Zugewinns" zusteht. Da beide Ehegatten kein Anfangsvermögen hatten, sind jene 227 000 Mark der einzige Zugewinn des jungen Paares. Erwin K. wird also seiner Frau nach erfolgter Scheidung 113 500 Mark zurückerstatten müssen ... ■



Unter den Trümmern eines entgleisten Zuges irgendwo zwischen Basel und Frankfurt, inmitten von Tod und Verzweiflung, finden sie sich: Christian Bruckner und Cora Almond. Christian Bruckner, der Mann, der im Auftrag der OAL, der geheimen Organisation der französischen Freiheitsarmee, unterwegs nach Bonn ist, um ein Attentat auf Frankreichs Staatspräsidenten zu verüben — Christian Bruckner weiß nicht, daß Cora Almond von der gleichen Organisation auf ihn angesetzt ist, um ihn zu überwachen. Aber er weiß, daß sich in diesem Augenblick und mit dieser Frau sein Schicksal entscheidet . . .

Er flieht über die Grenze — und Cora flieht mit ihm. Aber dann verrät sie ihn — an das Deuxième Bureau, die Spionageabwehr. Und jetzt weiß Christian: Cora ist eine Doppelagentin.

Doch gleich darauf bereut sie ihren Verrat. Noch einmal glückt die Flucht. Cora kennt ein Versteck: ein Gutshaus in der Nähe. Sie geraten dort in eine wilde Orgie. Und jetzt endlich erfährt Christian Bruckner die Wahrheit: Almond, der Gastgeber, ist Coras Mann — aber er ist nur einer unter all den vielen Männern in ihrem Leben. Und diese Wahrheit erschreckt Christian Bruckner. Zum drittenmal flieht er — diesmal vor der Frau, die er liebt.

Noch weiß Christian nicht, daß Cora völlig in der Hand der Leute ist, für die sie arbeitet. Er weiß nichts von Alain, Coras kleinem Jungen, den sie als Geisel festhalten, um sich Cora gefügig zu machen.

Aber Cora ist jetzt zu allem entschlossen: Sie will um Alain kämpfen. Sie fährt nach Paris zur Zentrale, zu Jacques Parlut, einem ihrer Auftraggeber vom Deuxième Bureau. Doch wieder gewinnt Parlut, der junge blonde Mann, Gewalt über Cora — und aller eigener Wille scheint sie zu verlassen . . .

★

Die Geräusche des Morgens drangen überdeutlich in das Zimmer an der Rue de Tras.

Cora hörte es und hörte es nicht. Sie versuchte, gegen das anzukämpfen, was wieder in sie eingedrungen war wie ein Fieber, was wieder dabei war, sie zu überwältigen . . .

„Laß mich los . . . Bitte, laß mich los . . ." stöhnte sie und versuchte, sich aus den Armen von Jacques Parlut zu befreien.

Sein Gesicht war über ihr. Ein scharfkantiges, männliches Gesicht. Das kurzgeschnittene blonde Haar war seidig glatt unter ihren Händen. Ihre Finger zuckten.

„Bitte . . . bitte nicht . . ."

„Cora", flüsterte er. Es war wie eine Beschwörung.

Ich muß an Christian denken. An Alain. An mich.

Sie dachte an Christian, aber es half ihr nichts.

An den Zug. Das Unglück.

Die Toten.

Die starren Gesichter unter der Blutkruste sahen sie an. Sie hörte die Schreie, das Kreischen der Bremsen, das Knirschen von Stahl und Knochen, das Zischen von heißem Dampf und das Tropfen von Blut.

„Laß mich", schrie sie und riß sich los. Es war gelungen — die Bilder des Entsetzens hatten sie gerettet.

Schwer atmend richtete sie sich auf. Erhob sich, taumelte, stützte sich einen Augenblick auf die Lehne der Couch.

Parlut sah sie verblüfft an.

„Was hast du?"

Cora schüttelte wortlos den Kopf.

Parlut richtete sich auf. Er zog seine Krawatte zurecht. Sein Gesicht war jetzt ausdruckslos. Seine Augen waren hart geworden.

„Es wäre gut, wenn wir bald deinen Bericht hören könnten", sagte er.

„Es gibt keinen Bericht", erwiderte sie müde, und doch von einer neuen Bereitschaft, von einer neuen Wachsamkeit beherrscht, die sie vorher nicht gekannt hatte.

Da saß Parlut, einer ihrer Verführer, und war enttäuscht, daß er sie nicht mehr verführen konnte. Da saß er und war verletzt, fühlte sich betrogen, obwohl er einer der unzähligen Männer war, die Cora betrogen hatten, gewissenlos, die ihre Schwäche ausgenützt hatten, deren Beute sie gewesen war.

Ich hasse ihn, dachte sie. Ich hasse alle Männer.

Alle. Bis auf Christian.

Und jetzt wieder wußte sie, weshalb sie hier war und was sie zu tun hatte.

Sie ging zum Tisch hinüber, setzte sich, griff nach der Zigarettenschachtel. Parlut kam herüber, gab ihr Feuer.

„Du spielst ein neues Spiel?" fragte er mit einem ironischen Lächeln. „Hast du damit jetzt mehr Erfolg?"

„Ich spiele nichts mehr", sagte Cora. „Ich bin hier, um Alain zurückzubekommen, gar nichts anderes. Ich will nicht mehr — ich kann auch nicht mehr."

Parlut nickte. „Ich weiß — Bruckner steckt dahinter."

„Was weißt du von . . . Bruckner?"

„Alles. Meinst du, ich hätte den Bericht von Turckberg noch nicht bekommen? Daß du mit Dubois alias Bruckner über alle Berge bist, daß du zwar die Abteilung alarmiert hast, daß dich dann aber offenbar sehr persönliche Gefühle für diesen Christian Bruckner dazu bewogen haben, ihn zu warnen . . ."

Cora zuckte nur mit den Schultern.

„Du kannst nicht aufhören, als wärst du in einem Kramladen angestellt", sagte Parlut. „Du weißt doch, daß es keine Pension für Agenten gibt."

„Was gibt es denn für Agenten? Ein Staatsbegräbnis?"

Parluts Augen verengten sich. „Es ist weder der Platz noch die Zeit, darüber zu scherzen. Das, was du getan hast, ist sehr ernst. Du hast den Geheimdienst deines Landes betrogen. Und darin verstehen wir keinen Scherz."

„Betrogen? Wer hat mich denn zum Betrug gezwungen? Zum immerwährenden doppelten Betrug? Ihr doch, ihr alle, Parlut und Brizard und Toussaint und Pasteur und wie sie alle heißen . . ."

Parlut lächelte. „Gezwungen? Du hast es liebend gern getan. L i e b e n d gern." Er betonte das Wort so, daß Cora das Blut in die Schläfen hochschoß.

Wann würde endlich Schluß sein mit allem, wann würde sie den Weg aus dem Inferno herausfinden, in dem sie lebte, seit jener ersten Nacht?

★

Natürlich hatte sie damals keine Ahnung von dem, was in ihr lebte, von dem Ungeheuer, das sich in den Abgründen ihrer Seele versteckt hielt, um eines Tages ans Licht zu kommen.

Fortsetzung übernächste Seite

Einen Knopfdruck für die Wäsche, einen für die Spülarbeit.

748

Das versteht Miele unter „Vollautomatic“: Waschmaschine füllen. Waschmittel zugeben. Einschalten. Erledigt! – Geschirrspülautomat füllen. Spülmittel dazu. Einschalten. Erledigt! Das versteht Miele unter moderner Haushaltsführung: Weniger Arbeit, dafür mehr Zeit für Heim und Familie. Deshalb baut Miele echte Vollautomaten, die allen Erfordernissen Rechnung tragen. Was Sie von einem Waschautomaten verlangen können, hat Miele berücksichtigt: Spezial-Programm für Perlon und Feinwäsche, Schonmechanik für Wolle, rationelles Waschen kleinster Wäschemengen. Der neue Geschirrspülautomat zeichnet sich aus durch ein neues Spülsystem mit rotierenden Sprüharmen, freien Innenraum, dadurch erhöhtes Fassungsvermögen, drei Spülgänge, Geschirrkörbe auf Rollen, praktische Abstellfläche. – Modern, verläßlich, leistungsfähig, sind diese Miele-Vollautomaten. Echte Repräsentanten des modernen Haushalts.



Mielewerke · Gütersloh



VOLLAUTOMATEN



Sie war damals sechzehn und die Tochter eines Offiziers, der in Deutschland stationiert war. Ihr Vater hatte eine hohe Stellung inne, und er gab große Feste in der Villa im Schwarzwald, die ihnen zugewiesen worden war.

Offiziere, Diplomaten, deutsche und französische Industrielle, Unternehmer, Künstler gingen bei ihnen ein und aus. Einer dieser Männer war Roger Almond gewesen, reich, gut aussehend, zynisch — entschlossen, die umschwärmte blonde Tochter des Hauses zu verführen.

Was wußte sie schon von der Liebe? Nichts als das, was in den Büchern steht.

Es war bei einem Fest in der Villa. An einem Sommerabend. Bis ein Uhr nachts war getanzt worden, und dann hatte ihre Mutter dafür gesorgt, daß Cora zu Bett ging. Cora hieß damals natürlich noch nicht Cora, aber den Namen von damals hatte sie jetzt vergessen — wollte sie vergessen für immer ...

An jenem Sommerabend lag sie oben auf ihrem Bett und lauschte auf die Klänge der Band, die im Garten immer noch weiterspielte, als Almond das Zimmer betrat.

Sie hatte den ganzen Abend mit ihm getanzt, und sie hatte mit ihm getrunken, vielleicht ein Glas zu viel, und jetzt kam er, eine Flasche Champagner und ein Glas in der Hand, amüsierte sich, weil sie Angst hatte, daß jemand ihn sehen konnte, ließ sie trinken, immer wieder, bis sie nur noch lachte und bis sie plötzlich entdeckte, daß ihr Leib wie Feuer brannte.

Sie ließ Almond nicht fort. Er wollte weg, nach zwei Stunden, aber sie ließ ihn nicht gehen.

Am Tag danach lief sie von zu Hause fort. Sie lebte mit Almond zwei Jahre lang zusammen — in einer rasch irgendwo geschlossenen Proforma-Ehe, reiste mit ihm in die Südsee, wo er für ein Jahr einen diplomatischen Posten bezog, kam zurück und wußte mit achtzehn schon nicht mehr, wie viele Männer sie in ihren Armen gehalten hatten ...

Für sie war dies alles eine Selbstverständlichkeit gewesen, die ihr nie ein Gefühl der Schuld gegeben hatte.

Sie löste sich von Almond. Sie lernte Pasteur kennen. Und Parlut. Und sie wurde beider Agentin. Sie fuhr nach Deutschland, nach Berlin, in die Tschechei, nach Prag, Wien, Budapest, nach New York zu den Vereinten Nationen, sie war in Algier, in Laos und einmal sogar auf Spitzbergen. Sie hatte die Erfüllung ihres Lebens gefunden: in Freiheit und im Abenteuer zu lieben. Die Nächte in den Armen abenteuerlicher, geheimnisumwitterter Männer zu verbringen, sie in ihren eigenen Armen schwach zu sehen, selbst in ihren Armen schwach zu werden ...

Das war ihr Leben gewesen.
Bis es zur Qual wurde.
In dieser Nacht, in der sie wußte, daß sie ein Kind erwartete.



In dem kleinen arabischen Café in der Rue de Tras wartete Christian geduldig — er wartete auf Cora. Er hatte sich entschlossen, zu ihr zurückzukehren — trotz allem. Von Almond wußte er, wo sie war.

Der Vormittag ging in den Mittag über.

Schlaf kam Christian an und kroch über seine Lider.

„Monsieur?" fragte der Wirt und hob die Augenbrauen.

Christian schreckte hoch. „Comment?"

„Sie sagten etwas, Monsieur."

Christian schüttelte verwundert den Kopf. „Non — das heißt, ich weiß es nicht." Er rieb sich die Schläfen. Er konnte ein Gähnen nicht unterdrücken. „Geben Sie mir noch einen Kaffee, aber einen schwarzen", sagte er.

Noch ehe der Wirt ihn bringen konnte, erschien jenseits der Straße Cora in der Haustür.

Es geschah so schnell, daß er sie halb schon wieder aus den Augen verloren hatte, ehe er aufgesprungen und zur Tür gelaufen war.

Als er auf den Bürgersteig hinauseilte, war sie schon unten an der Ecke angelangt.

Sie ging schnell. Der helle Trenchcoat, den sie trug, blähte sich unter der Eile ihrer Schritte. Ihr langes blondes Haar flatterte um ihre Schultern.

Christian blickte zu dem Haus hoch, aber hinter den Fenstern konnte er nichts Besonderes entdecken.

Er schritt schnell hinter Cora her, auf der anderen Seite der Straße, immer so, daß er halb in Deckung der Häuser, der Mauervorsprünge, der Türen war, bereit, jeden Augenblick in einem Toreingang zu verschwinden, oder im Stehen zu gelangweilter Pose zu erstarren, teilnahmslos, als ginge das alles ihn nichts an ... so, wie er es gelernt hatte, so wie er es geübt hatte, sein halbes Leben lang als Agent.

Sie erreichten eine Hauptstraße. Die Verkehrsampeln sprangen auf Rot. Cora blieb stehen.

Christian trat dicht hinter sie.

Coras Haare berührten im Wind fast seinen Mund.

Sie mußte merken, daß er hinter ihr stand. Sie wandte sich halb um, sah ihn mit ihren großen, weiten blauen Augen an.

„Bitte, geh", flüsterte sie. „Ich werde beobachtet."

„Ich muß dich sprechen, ich muß mit dir reden."

„Bitte", flehte sie.

„Heute mittag im Hotel Marceau in der Rue de Galles."

„Wo ist das?"

„In Saint Germain."

„Hotel Marceau in der Rue de Galles."

„Du kommst . . .?"

„Ich komme."

Das Verkehrslicht schaltete auf Grün. Sie ging weiter, als sei nichts geschehen. Christian sank in die Menge der Passanten zurück, als habe er nie mit ihr gesprochen.

Er ließ sich treiben, aber immer in Sichtentfernung von Cora. Er wußte, er durfte sie nicht aus den Augen verlieren. Er war nicht sicher, ob sie die Verabredung einhalten würde. Er konnte es nicht riskieren, jetzt die Verbindung zu ihr zu verlieren.

Er durfte Cora nicht verlieren ... Er hatte sie in jener Nacht gewonnen und damit ein neues Leben errungen. Das durfte jetzt nicht vorbei sein, nicht vorüber sein, ehe es angefangen hatte ...

Christian ging schneller, um sie nicht aus den Augen zu verlieren. Sie bogen in den breiten Boulevard ein, waren auf einmal im Herzen der Stadt.

An der nächsten Ecke überholte er sie, ging vor ihr, bog dann in eine stille Seitenstraße ein.

Sie folgte ihm.

Er winkte nach einem Taxi.

Sie stiegen schnell ein. Cora lehnte



INFERNO

sich zurück, schloß die Augen. Sie war sehr blaß.

„Wohin Monsieur?"

„Hotel Marceau Rue de Galles in St-Germain."

„Oui, Monsieur."

Christian beugte sich zu Cora herunter, aber er sagte nichts. Er sah sie nur an. Seine Hand legte sich auf ihre Hand. Ihre Finger zuckten wie in Abwehr, hilflos, die Finger eines kleinen Mädchens, das sich nicht wehren kann gegen die Hand eines großen Mannes.

Sie fuhren durch die Stadt. In den Kurven wurden sie gegeneinandergeworfen. Es war heiß in dem Taxi. Christian kurbelte das Fenster herunter.

„Chérie . . ." flüsterte Cora. „Warum bist du mir nachgekommen? Du machst mir alles so schwer . . ."

„Gestern, bei Almond, wolltest du noch, daß ich bliebe . . ."

Sie nickte mit geschlossenen Augen. „Oui . . ."

Ihre Stimme war kraftlos.

„Wir sind gleich da."

Rue de Galles. Eine schmale Straße hinter dem Boulevard St-Michél. Alte, engbrüstige Häuser. Katzen, viele Katzen, die mit hochgebogenem Rücken von Abfalltonne zu Abfalltonne sprangen. Junge Männer mit Bärten, Mappen unter dem Arm. Junge Mädchen mit umschatteten Augen, die zu spät aufgestanden waren, in einem fremden Zimmer erwacht waren und in einem anderen fremden Zimmer heute abend einschlafen würden, wenn sie zum Schlafen kamen . . .

Das Taxi hielt. Sie stiegen aus. Der Fahrer murmelte etwas, das wie „merci" klang. Christian schlug die Tür zu, nahm Cora beim Arm und ging mit ihr zu dem Haus hinüber, in dem sich das Hotel befand.

Hotel Marceau. Ein kleines, sauberes Gasthaus. Reklame von elsässischem Bier. Elsässische Küche. Erinnerungen stiegen schnell auf, wurden schnell weggedrängt.

Der Mann hinter dem Empfangstisch trug eine graue Wolljacke. Er war dick und jovial. Er lächelte Christian zu, aber Cora konnte nicht sagen, ob er ihn kannte oder nicht.

„Schicken Sie uns etwas zu essen herauf. Und starken Kaffee . . . und eine Flasche Champagner", bestellte Christian.

Der ratternde Gitterkasten des altertümlichen Lifts brachte sie nach oben ins dritte Stockwerk.

Sie hatten Zimmer Nr. 7.

Sie traten ein. Es war noch dunkel. Die Vorhänge zugezogen. Christian ließ es so. Er knipste Licht an, blieb vor Cora stehen, hielt die Arme auf, um ihr den Mantel abzunehmen.

An der einen Wand war ein Gaskamin. Cora ging hinüber, kniete hin und drehte die Flamme auf. Das Gas sprang an, leckte hoch, erfüllte den kleinen Raum sofort mit behaglicher Wärme.

Cora streckte ihre Hände aus, rieb sie, als komme sie von draußen aus dem Winter, aus dem Schnee, aus tiefer Kälte.

Ihre Wangen waren blaß. Christian hing ihren Mantel an den Kleiderhaken, ging dann zu Cora hinüber. Er legte seinen Arm um ihre Schulter. Sie lehnte ihren Kopf an seine Brust. So blieben sie, ohne zu sprechen, sahen in die Flammen, horchten in sich hinein, hörten nichts anderes als ihre Herzschläge, sahen nichts anderes als die Flammen, zuckende Sinnbilder ihres eigenen wirren, huschenden Lebens . . .

Nach einer Weile erschien der Mann in der Wollweste mit einem fahrbaren Frühstückstischchen, auf dem für zwei Personen angerichtet war. Ohne ein Wort zu verlieren, entkorkte er die Champagnerflasche, goß ein, verneigte sich, verließ stumm das Zimmer. Christian schloß die Tür hinter ihm ab.

Er ging zum Tisch hinüber, nahm die beiden Gläser, kam zu Cora zurück. Sie tranken. Blickten sich schweigend an. Er nahm sie bei der Hand, führte sie zu dem Tischchen.

Sie aßen. Austern und kalten Aufschnitt. Käse. Schwarzes Brot dazu. Tranken Champagner und nachher schwarzen Kaffee.

Cora sah nicht auf, als Christian sich erhob und das Licht löschte. In der Dunkelheit kam er zu ihr. Hob sie auf, trug sie zum Bett. Durch die Ritzen in den Vorhängen fiel Licht bleich ins Zimmer. Cora schlang ihre Arme um Christians Hals.

Sie sprachen nicht miteinander — kein Wort . . .

Da war nur das lautlose Weinen Coras. Sie weinte um sich und um Christian und um Alain und um alles, was ihr Leben ausmachte. Und gleichzeitig war sie so glücklich, wie noch nie zuvor in ihrem Leben . . . wie nur in jener Nacht unter dem Zug . . . Und sie wußte, daß es immer so sein würde . . . daß es mit Christian immer so sein würde . . .

Christian, dachte sie. Du bist die Er-

Im Fegefeuer unserer Zeit

Der Mann

Er trägt die Nummer 700, er trägt einen falschen Namen — und im Herzen trägt er die Sehnsucht nach einem besseren Leben. Er ist 36 Jahre, groß und schlank, mit breiten Schultern und schmalen Händen, braunem Haar und hellen Augen. In dem Augenblick, da er den größten Auftrag seines Lebens übernimmt, greift das Schicksal ein: Christian Bruckner muß sich entscheiden

Die Frau

Sie ist jung — fast noch ein Mädchen. Sie ist sehr schlank und sehr schön. Und sie besitzt alles, was die Männer mit den Blicken verzehren. Ihr Haar ist blond, und ihre großen blauen Augen sind die Augen der Unschuld. Aber auf Cora Almonds Leben lastet ein Fluch. Und ihr Weg ist eine einzige atemlose Flucht — die Flucht vor sich selbst . . .

Die dunklen Mächte

. . . des schmutzigen Kriegs, der über sieben Jahre lang zwischen Frankreich und Algerien tobte, beeinflussen auch das Geschick dieses Mannes und dieser Frau: Agenten und Spione, Geheimdienste und Untergrundorganisationen. René Pasteur, Gaston, Toussaint — sie sind die führenden Männer der OAL, der geheimen Organisation der Freiheitsarmee. Sie stehen im Hintergrund der Handlung, aber sie sind immer gegenwärtig, wo sich die Liebe zwischen Cora und Christian entscheidet . . .

lösung. Du bist meine Rettung ...
Und während sie auf den Wogen des Traums dahinglitt, klopfte es an die Tür.

Die Männer standen zu dritt auf dem Gang. Einer lehnte neben der Tür, etwas abgewandt, der andere stand auf der Treppe nach oben, der dritte auf der Treppe nach unten. Sie lauschten. Der erste klopfte wieder.
„Aufmachen", befahl er.
Von drinnen kam keine Antwort.
Der erste zog eine Pistole heraus. Er trat noch etwas mehr zur Seite, preßte sich gegen die Wand. Er winkte den beiden anderen, das gleiche zu tun.
Sie standen regungslos. Der größte von ihnen, der an der Tür, kniff die Lippen zusammen. Seine Wangenmuskeln zuckten.
„Dubois — mach auf. Ich bin es, Roy — ich komme von der Zentrale. Pasteur läßt dich grüßen."
Noch immer keine Antwort.
„Wenn du nicht aufmachst, kommen wir so 'rein." Er drückte die Klinke herunter, aber die Tür war abgeschlossen. Und dann kam deutlich von innen die Stimme Christians: „Mach, daß du wegkommst. Verschwinde, ehe du mir auf die Nerven gehst."
„Mach auf."
„Hau ab — ich habe mit euch nichts mehr zu schaffen."
Roy winkte dem kleinsten der drei, einem Mann mit einem schmalen Advokatengesicht und Geierklauen-Händen. Dieser kam heran, zog einen Schlüsselbund heraus, an dem eine Reihe von Dietrichen hing, steckte einen ins Schloß, drehte den Dietrich hin und her. Innen fiel der Schlüssel aus dem Schloß zu Boden.
„Wenn ihr nicht macht, daß ihr von der Tür wegkommt, schicke ich euch einen Gruß aus meiner Null-acht", sagte Christian durch die Tür.
Roy lachte leise. „Du hast keine Nullacht, Freundchen, sonst hättest du sie längst benutzt. Los, mach weiter", fuhr er den Kleinen an.
Der fuchtelte weiter mit dem Dietrich herum.
„Paßt nicht", flüsterte er.
„Versuch's weiter", befahl Roy und richtete die Mündung seiner Pistole genau auf das Zentrum der Tür ...

Cora sah Christian mit schreckgeweiteten Augen an. Er legte den Finger auf den Mund, schob sie zum Bad hin, öffnete die Tür. Öffnete das Fenster im Bad. Es führte auf den Lichtschacht. Gegenüber stand ein Fenster offen.
Christian nickte nur mit dem Kopf Ohne lange zu zögern, kletterte Cora zum Fenster hinaus, hielt sich fest, tastete mit ihren Füßen nach einem Halt, fand ihn, kroch langsam die Mauer entlang auf das andere Fenster zu, erreichte es. Kletterte hinein. Rief Christian etwas zu, was er nicht verstand.
In diesem Augenblick öffnete sich hinter ihm knirschend die Tür des Hotelzimmers.
Christian schlug das Fenster zu, sprang zurück, hinter die Tür des Badezimmers.
Die drei drangen ein, waren im Nu im Bad. Christian sprang vor, schlug dem einen die Handkante von unten her gegen die Nase. Er klappte zusammen, riß im Fallen den zweiten mit, den Kleinen.
Der Große, Roy, warf sich zurück. Aber Christian war schon hinter ihm, sprang ihm in einem langen Hechtsprung an die Kehle, riß ihn zu Boden.
Schlug scharf ein-, zweimal zu, traf genau die Kinnspitze, richtete sich auf, rammte dem Kleinen, der wieder hoch war, seinen Kopf in den Magen.
Weg.
Christians Füße glitten auf dem verdammten Teppich aus, rissen ihn mit auf dem glatten Fußboden.
Er segelte durch die Luft, landete krachend an der Tür.
Alle drei waren sie über ihm, ehe er sich aufrappeln konnte. Sie drückten ihn mit dem Gewicht ihrer Körper zu Boden. Er trat um sich, schlug in kurzen Schlägen, biß, riß mit seinen Nägeln. Er spürte, wie ihm die Luft wegblieb.
Endlich frei. Aber nur eine Sekunde.
Roy trat zurück, zielte und schlug Christian mit dem Gummiknüppel genau auf den Hinterkopf.
Christian sah nur etwas Schwarzes, wollte wegspringen, sich zur Seite werfen, aber es war schon zu spät.
Der Schlag riß einen schwarzen Vor-



hang vor seine Augen, und es war vorbei. Christian sackte nach vorn, schlug mit dem Kopf auf den Boden, röchelte und lag still.

Die drei keuchten, standen nach Luft ringend um den Bewußtlosen. Dann sagte Roy: „Los, anfassen, wir müssen ihn nach unten in den Wagen bringen."

Sie hoben Christian an Armen und Beinen auf, trugen ihn über die Treppe hinunter.

Der Wirt wartete mit bleichem Gesicht auf dem untersten Treppenabsatz.

„Ich rufe die Polizei . . ." flüsterte er mit trockenen Lippen . . . „Wie kommen Sie dazu . . ."

„Halten Sie Ihre Klappe", unterbrach Roy ihn grob. „Wenn ich einen Piepser höre, bekommen Sie es noch mal mit uns zu tun. Sie können sich dann mal Ihre Bude betrachten, wie sie aussieht, wenn wir eine kleine Plastikbombe hineingeknallt haben."

Die beiden anderen lachten. Der Wirt trat zurück. „Gesindel", zischte er.

Roy lächelte mit hochgezogenen Mundwinkeln.

Sie schleppten Christian in den Wagen, in dem hinter dem Steuer noch ein vierter Mann saß, dessen Gesicht mit Pockennarben bedeckt war.

„Na ja", sagte er und trat auf den Anlasser. „Habt ihr also Mamas Liebling gefunden." Er begann zu grinsen. „Er wird sich wundern, wenn er aufwacht und meine Visage sieht."

Sie fuhren los. Durch die Stadt nach Norden, in Richtung Montmartre.

★

Pasteur war eigens nach Paris gekommen, um sich Dubois alias Christian Bruckner vorzuknöpfen. Sein Alarmdienst hatte ausgezeichnet funktioniert. Schon vierundzwanzig Stunden nachdem er den Befehl gegeben hatte, Dubois an Land zu schaffen, war es Roy und dreien seiner Leute gelungen, ihn in St-Germain aufzutreiben — auf den Tip eines Agenten hin, der wieder Querverbindungen zur Abwehr hatte, die ihrerseits mit Spannung zusah, was man in der OAL mit dem entsprungenen Attentäter machen würde.

Pasteur saß in einem tiefen Klubsessel, rauchte eine seiner langen Zigaretten aus einer silbernen Spitze, trank schwarzen ungesüßten Tee und wartete. Roy hatte angerufen. Nein, sie hatten ihn lebend erwischt, um so besser . . . Das andere würde später folgen . . . Jetzt war Dubois sowieso wertlos geworden.

Nur schade, daß Cora entkommen war. Am liebsten hätte er die beiden zusammen bestraft, ihnen gezeigt, wie seine Rache aussah. Aber auch Cora würde ihm nicht entwischen, dessen war er sicher — genauso wenig wie Dubois.

Gaston saß Pasteur gegenüber und malte Männchen auf ein Blatt Papier. Ungeduldig schaute er von Zeit zu Zeit auf die altertümliche Uhr, die die altertümliche Einrichtung des altertümlichen Pariser Salons zierte.

Zwei helle Glockenschläge. Gaston zuckte zusammen. Pasteur lächelte. „Keine Unruhe, mein Lieber, sie kommen gleich."

Gaston lächelte zurück. „Ich bin wie ein Jagdhund, den man zu Hause gelassen hat, während die Hauptjagd mit Geknalle draußen vor der Tür abläuft."

„Sie werden Ihre Jagdhundnase noch gebrauchen können", erwiderte Pasteur. „Cora ist Roy entwischt." Das Lächeln versickerte in seinem Gesicht.

„Parlut wird dafür sorgen, daß Cora vor uns sicher ist", sagte Gaston. „Wenn er sie wieder einsetzt, wird sie wie das magische Kaninchen des Zauberers vor unserer Nase verschwinden."

„Wenn er sie wieder einsetzt. W e n n . . . glauben Sie, er traut ihr noch über den Weg?" Pasteur schüttelte den Kopf. „Ein tolles Stück, das Ganze. Und wir kommen selbst erst jetzt dahinter, durch dieses Eisenbahnunglück, daß Cora auf zwei Seiten gestanden hat, daß sie eine Doppelagentin war. Ein tolles Stück . . . Vielleicht ist Dubois gar nicht so sehr der Schuldige . . . Wahrscheinlich steckt Cora dahinter . . . Dubois wäre auch trotz dem Unglück nach Bonn weitergefahren . . . wenn sie nicht gewesen wäre . . ."

Gaston nickte. „Cherchez la femme."

Pasteur sah schnell auf. „Glauben Sie . . . l'amour? Hm?"

Gaston zuckte die Schultern: „Liebe . . . Liebe hat in unserem Gewerbe eben nichts zu suchen. Und deshalb . . ." ein rascher Blick zu Pasteur — „deshalb auch eine Frau vom Schlage Coras nicht. Das Risiko ist zu groß . . . man hätte es wissen können . . ."

Langsam kroch Röte in Pasteurs Wangen. „Natürlich — die Liebe! Sie hat ihn vernarrt in sich gemacht, und er tat, was sie wollte. Sie wollte fliehen. Sie wollte aus allem 'raus — nun gut —, aber warum? Warum mit einemmal?"

„Vielleicht wollten sie beide . . ."

„Richtig!" Pasteur sprang auf und ging mit langen Schritten im Zimmer auf und ab. „Sie wollten beide — wollten beide mit einemmal Schluß machen ohne Rücksicht auf uns, auf ihre Verantwortung,

auf ihre verdammte Pflicht und Schuldigk..." Er unterbrach sich. „Das gilt alles nur für Dubois", fügte er dann trocken hinzu, „diese Gefühle und all das. Denn Cora kann das gar nicht gekannt haben, wenn sie eine Doppelagentin war. Sie — und Pflicht! Sie — und Verantwortung!" Seine Stimme wurde bitter. „Ich habe immer gedacht, sie dient unserer Organisation treu, weil sie an unsere gute Sache glaubt. Ich war ein Narr!"

Gaston schüttelte den Kopf. „Vielleicht wäre alles gut gegangen, wenn wir sie gar nicht erst als Aufpasserin von Dubois eingesetzt hätten."

Pasteur blieb mitten im Zimmer stehen. Er starrte Gaston an. „Wie oft glauben Sie, habe ich mir das schon selbst vorgehalten? Ich wollte es doppelt gut machen. Ich traute Dubois, aber ich wollte ihm noch einen ‚Engel' beigeben, damit auch gar nichts schiefgehen sollte. Heute weiß ich selbst nicht mehr, weshalb ich so dämlich sein konnte. Hätte ich es nicht getan, hätten wir heute nicht den Ärger mit den beiden."

„Vielleicht — und vielleicht doch."

Schritte kamen die Treppe herauf. Jemand fluchte. Die Tür wurde aufgestoßen.

Roy stand da, hielt sich das Kinn, das angeschwollen war. Hinter ihm schoben die anderen Christian Bruckner in den Raum, der immer noch verglaste Augen hatte.

„Hierhin", befahl Pasteur.

Sie stießen ihn in einen Sessel. Die Handschellen klirrten an seinen Gelenken.

„Sag ihnen, sie sollen die Dinger abmachen", sagte Christian zu Pasteur.

„Keine Experimente", grinste Roy. „Mit dir nicht, mein Junge."

„Macht ihm die Handschellen ab", befahl Pasteur.

Roy starrte ihn ungläubig an. „Der Kerl ist wie ein reißendes Tier", knurrte er. „Der schlägt hier bei der ersten Gelegenheit alles kurz und klein."

Christian lächelte düster. „Ich verspreche, dich zu schonen, Bürschchen."

„Da seht ihr's!" maulte Roy, „er wird schon wieder frech." Er beugte sich über Christian und befreite ihn von seinen Handschellen.

Christian rieb seine Gelenke, in die sich die Fesseln mit weißen Striemen tief eingeschnitten hatten.

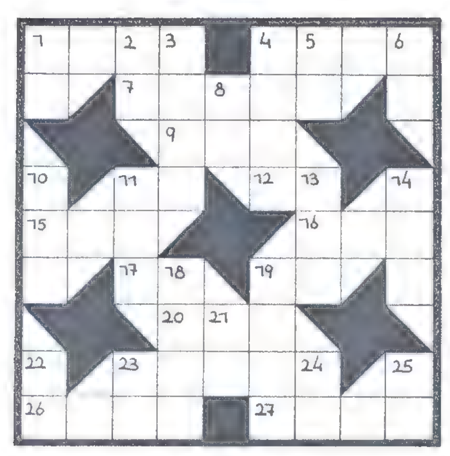
„Und was kommt nun?" fragte er.

„Laßt uns alle allein", befahl Pasteur, „bis auf Roy und Gaston natürlich." Er wandte sich direkt an Roy. „Wenn er auch nur die leiseste Miene macht, eine Dummheit zu begehen, hast du freie Hand."

Roy grinste wieder und nickte. Er nahm die Pistole mit dem Schalldämpfer aus der Tasche seines Mantels. „Das hört kein Aas, wenn ich ihn wegputze", sagte er. Und zu Christian gewandt, „los mal, mein Freund, heb deinen kleinen Finger, und du wirst sehen, was für ein Vergnügen ich mir daraus mache, dir das Lebenslicht auszublasen."

Fortsetzung folgt in der nächsten





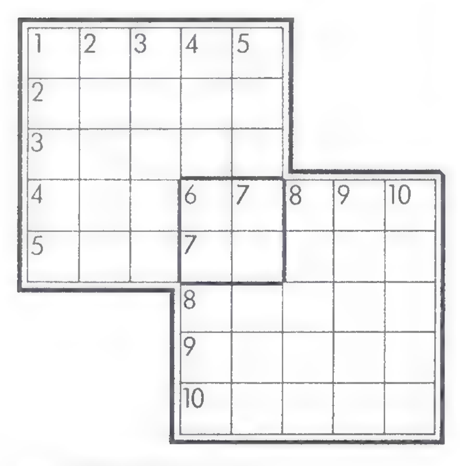
KREUZWORTRÄTSEL: W a a g e r e c h t : *1. alkoholisches Getränk, 4. Wohngebäude, 7. Bezeichnung, 9. bäuerliches Anwesen, 11. Abkürzung für Altes Testament, 12. persönliches Fürwort, 15. Passionsspieldorf in Tirol, 16. Dorf, 17. französischer Artikel, 19. Kraftfahrzeugkennzeichen für Emmendingen, 20. Artikel, 23. Reinigungsgerät, 26. alkoholisches Getränk, 27. Bürde.* — S e n k r e c h t : *1. Fragewort, 2. Vorwort, 3. mit Fäden genähte Verbindung, 4. Pilz als Gärungserreger, 5. Umstandswort, 6. Summa (Abkürzung), 8. Kraftfahrzeugkennzeichen für Moers/Land, 10. Honigwein, 11. Universum, 13. europäische Hauptstadt, 14. griechischer Buchstabe, 18. Blutbahn, 19. Lasttier, 21. Spielkarte, 22. Fluß in Rußland, 23. chemisches Zeichen für Beryllium, 24. chemisches Zeichen für Natrium, 25. und (lat.).*

BESUCHSKARTENRÄTSEL

EDGAR BAIL
REGEN

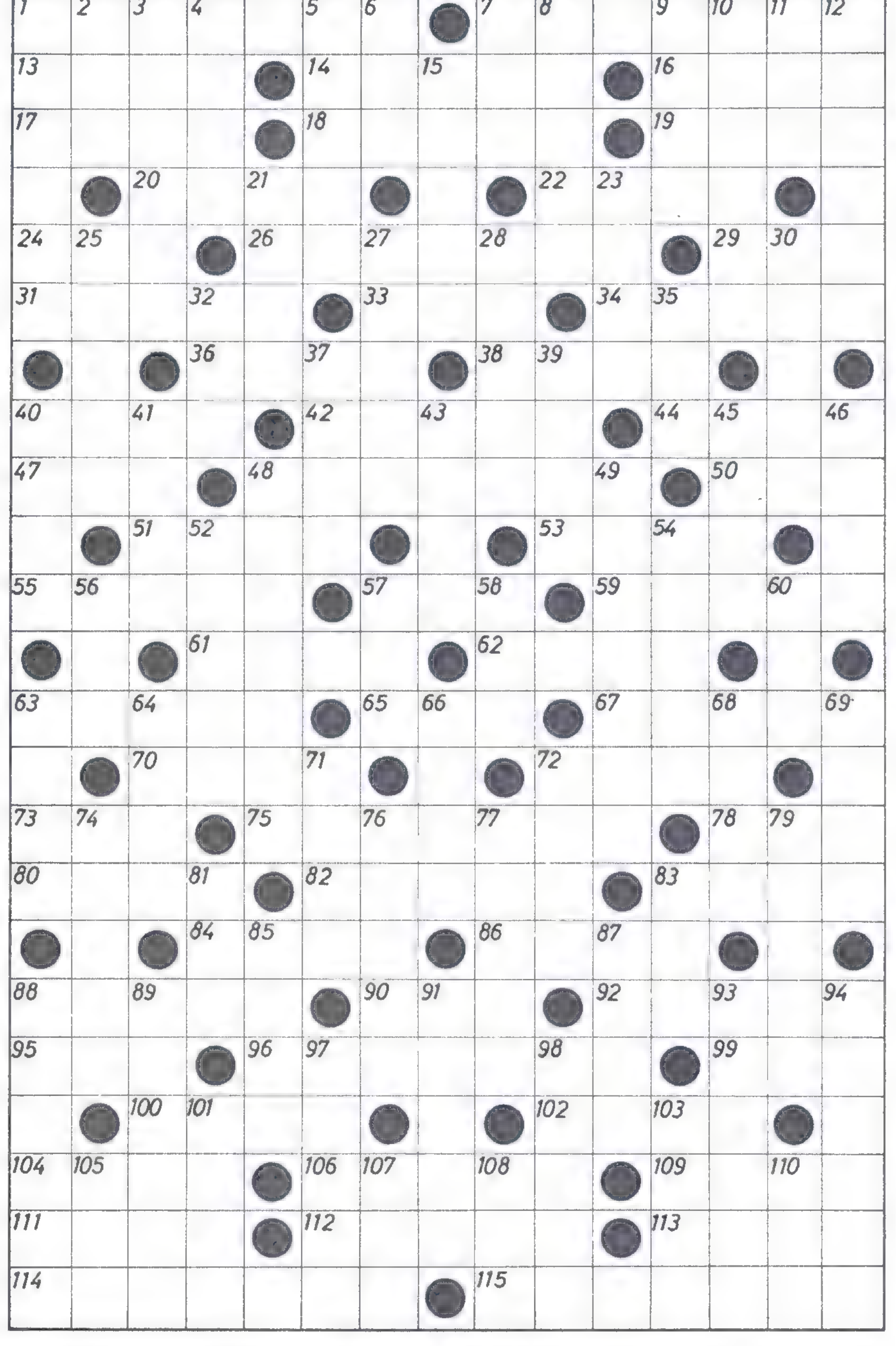
Welchen Dienstgrad hat der Offizier bei der Bundeswehr?

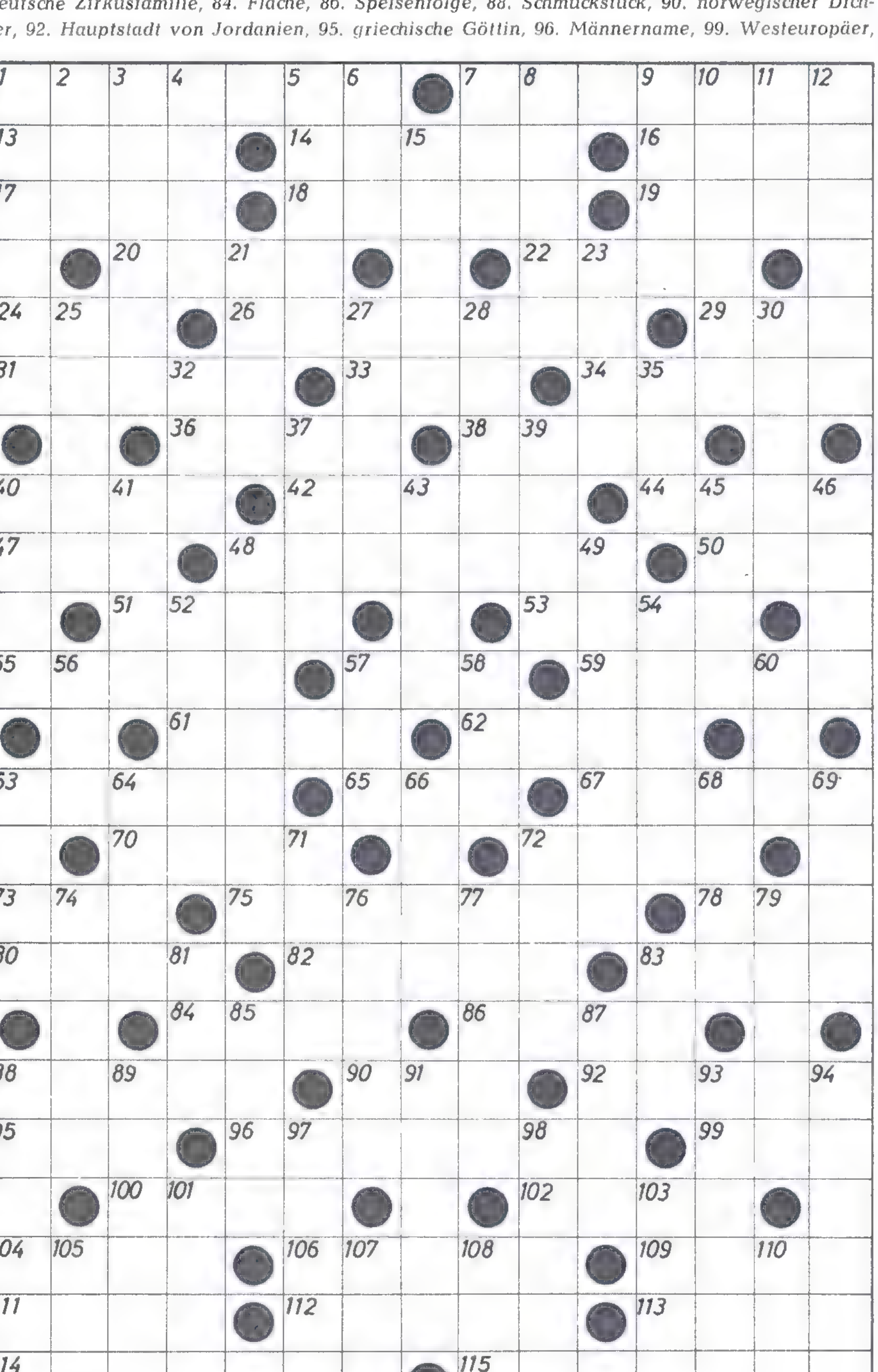
SILBENRÄTSEL: *aar — ar — as — ben — ber — bir — bru — che — di — e — ein — er — fe — fen — fest — gau — ha — hau — i — i — land — li — ne — ne — ni — o — pres — ro — ros — sa — sen — si — stand — sung — ti — turn.* — Aus diesen Silben bilde man 13 Wörter. Die ersten und letzten Buchstaben, von oben nach unten, ergeben einen Sinnspruch. — *1. Schweizer Kanton, 2. deutscher Sagenheld, 3. Frucht, 4. türkischer Ehrentitel, 5. homerisches Epos, 6. sportliche Veranstaltung, 7. Stadt im Ruhrgebiet, 8. Antillen-Insel, 9. Unwichtigkeit, 10. Ausdruck beim Tennis, 11. Monat, 12. italienischer Opernkomponist, 13. strafbare Handlung.*



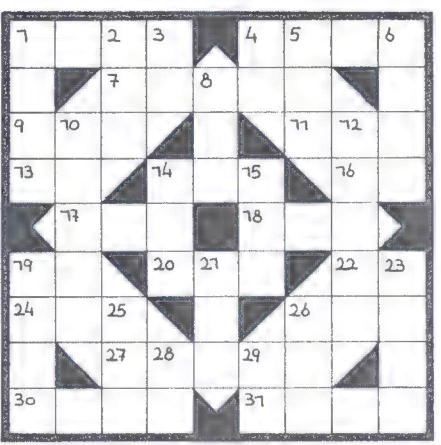
MAGISCHE QUADRATE: Die gesuchten Wörter lauten waagerecht und senkrecht gleich. *1. oberital. Stadt, 2. weibl. Gestalt aus Schillers „Don Carlos", 3. Horde, 4. Opfertisch, 5. Organ, 6. höchster Berg des Bayer. Waldes, 7. Ankerplatz für Schiffe, 8. engl. Politiker, 9. Erlaß, 10. Altersgeld.*

KREUZWORTRÄTSEL: W a a g e r e c h t : *1. Spaß, 7. Gemütsbewegung, 13. Fluß in Italien, 14. räumliche Entfernung, 16. Fluß in den Comer See, 17. arabischer Fürstentitel, 18. Donauzufluß, 19. Wasserstrudel, 20. Spielkartenfarbe, 22. Sinnesorgan, 24. Straußvogel, 26. gutes Benehmen, 29. Schiffsseite, 31. Name (latein.), 33. flüssiges Fett, 34. Laubbaum (Mz.), 36. altrömische Monatsmitte, 38. Kindertrompete, 40. flott, 42. Abfall, 44. Fischfanggerät, 47. Baumteil, 48. Fahrzeug, 50. Verneinung, 51. irischer Name für Irland, 53. Kochgerät, 55. Festzug, 57. ist (latein.), 59. Farbton, 61. Weinstadt in Italien, 62. fruchtbarer Wüstenstrich, 63. Seidengewebe, 65. Warthezufluß, 67. Sommerfrische am Tegernsee, 70. Nörgler, 72. Kriegsgott, 73. Waldtier, 75. Pfandhaus, 78. Salzwasser, 80. katholische Heilige, 82. deutscher Dichter, 83. alte deutsche Zirkusfamilie, 84. Fläche, 86. Speisenfolge, 88. Schmuckstück, 90. norwegischer Dichter, 92. Hauptstadt von Jordanien, 95. griechische Göttin, 96. Männername, 99. Westeuropäer,*





100. Festkleid, 102. Vogelwohnung, 104. edle Gesinnung, 106. Aufsehen, 109. Lebenszeichen, 111. Gegenstand, 112. Sumpfvogel, 113. Fliegenlarve, 114. Tierprodukt, 115. Bauteil. — S e n k r e c h t : *1. faulen, 2. Körperteil, 3. Merkwürdigkeit, 4. Frauenname, 5. Vereinigung, 6. Zeichen, 7. Gemeinschaft, 8. Kurort in Südtirol, 9. große Meeresalgen, 10. nur gedacht, 11. Dichtungsart, 12. Wundmal (Mz.), 15. Auslese, 21. Kante, 23. deutscher Sportflieger, 25. biblischer Gesetzgeber, 27. Gestirn, 28. Opfertisch, 30. estnischer Name von Estland, 32. Gefrorenes, 35. Nordlandtier, 37. besitzanzeigendes Fürwort, 39. Staat der USA, 40. Baumaterial, 41. Holzraummaß, 43. Papiermaß, 45. Schluß, 46. griechischer Buchstabe, 48. Sperlingsvogel, 49. Nachtisch, 52. biblischer Männername, 54. Turnerabteilung, 56. kleine Ansiedlung, 57. unbestimmter Artikel, 58. Einfahrt, 60. bloß, 63. seelische Ausstrahlung, 64. Meßwerkzeug, 66. Widerhall, 68. Schlot, 69. Pelzart, 71. Traubenernte, 72. Nährmutter, 74. Ausdruck beim Billardspiel, 76. älteste lateinische Bibelübersetzung, 77. Landstreitmacht, 79. Südosteuropäer, 81. Speisefisch, 83. alkoholisches Getränk, 85. spanische Münze, 87. Sinnesorgan, 88. Vorbeimarsch, 89. Herrscher, 91. Bild stiller Beschaulichkeit, 93. Tageszeit, 94. Empfänger, 97. Sage, 98. deutsche Spielkarte, 101. Meerespflanze, 103. Pflanzenkeim, 105. Papierformat, 107. Hafenmauer, 108. Stimmlage, 110. Männerkurzname.*

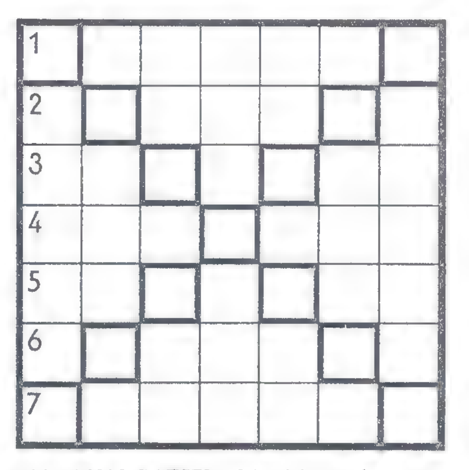


KREUZWORTRÄTSEL: W a a g e r e c h t : *1. tiefe Ohnmacht, 4. gemahlenes Getreide, 7. Berg im Böhmerwald, 9. großer Raubfisch, 11. Verneinung, 13. französischer Artikel, 14. Papageienart, 16. außer Dienst (Abkürzung), 17. Lotterieanteil, 18. Staubbesen, 19. französischer Artikel, 20. Handlung, 22. Spielkarte, 24. Nebenfluß der Donau, 26. Sammlung geflügelter Worte, 27. Tasteninstrument, 30. europäischer Staatsmann, 31. Biene.* — S e n k r e c h t : *1. Stadt (mit Hafen) am Rhein, 2. Monatsname, 3. Flächenmaß, 4. deutscher Flugzeugtyp, 5. Hausflur, 6. Gesangsstück, 8. Trinkstube, 10. Stadt in Baden-Württemberg, 12. Land in Asien, 14. Baumteil, 15. Behörde, 19. Verschlagenheit, 21. schlimm, böse, 23. alte unbeglaubigte Erzählung, 25. Elend, 26. Bergwiese, 28. Kraftfahrzeugkennzeichen für Rosenheim, 29. Tierprodukt (i = j).*

SILBENRÄTSEL: *be — bis — dat — de — den — di — die — dres — e — ein — en — er — ern — falt — fre — gat — gen — hie — i — i — in — ka — la — le — näh — nist — ra — rant — re — re — ri — ris — rung — sinn — son — stal — starr — stau — sten — tät — te — te — tel — teur.* — Aus diesen Silben bilde man 18 Wörter. Die ersten und dritten Buchstaben, von oben nach unten, ergeben ein Zitat (st = 1 Buchstabe). — *1. Südfrucht, 2. amerikanischer Erfinder, 3. Gasthaus, 4. deutsche Großstadt, 5. Teil d. Auges, 6. Fruchtlese, 7. Vogelbehausung, 8. Unnachgiebigkeit, 9. Vorraum, 10. Naivität, 11. Niederschlag, 12. altes Kriegsschiff, 13. Seltenheit, 14. Schluß, 15. Storchvogel, 16. Prügel, 17. Unterhalt, 18. Facharbeiter.*

VERMISCHTES

Vermisch die rote AMPEL schnell,
Dann wird's in Deiner Kammer hell.
Misch noch einmal, Du glaubst es kaum,
Wird gar daraus ein Tropenbaum



DIAGONAL-RÄTSEL: Die Diagonalen nennen, von oben nach unten, zwei norddeutsche Hafenstädte. *1. Fahrtenbuch für Schiffe, 2. Apparat, 3. Teil der Tschechoslowakei, 4. Lotterie, 5. glückbringendes Anhängsel, 6. Zugvogel, 7. verzerrt.*

Auflösungen aus der letzten Nummer:

KREUZWORTRÄTSEL: W a a g e r e c h t : 1. Knall, 4. Waage, 9. Skunk, 13. Wesel, 16. Bragi, 17. Protokoll, 18. Unart, 19. Verlies, 21. Lambris, 23. Mekka, 25. Resl, 26. Aea, 28. Nerz, 29. Atlas, 32. Lemming, 36. Norm, 38. egal, 41. Ruebe, 42. Lido, 44, Lein, 46. Main, 47. Exil, 48. Lese, 49. Urne, 50. Lake, 52. Nuss, 54. Kefir, 56. Epos, 58. Fink, 61. Matinee, 63. Mensa, 65. Fama, 67. Tag, 68. Lamm, 71. Indus, 72. Kollaps, 74. Piraeus, 75. Kakao, 76. Sparkasse, 77. Ideal, 78. Trema, 79 Raten, 80. Iason, 81. Lotus. S e n k r e c h t : 1. Kiemen, 2. Abukir, 3. Lava, 4. wirr, 5. Apis, 6. grell, 7. Eos, 8. Boheme, 9. Sol, 10. Klang, 11. Ulme, 12. kurz, 13. Wasa, 14. Stelze, 15. Linsen, 20. Lena, 22. Brei, 24. Kommers, 26. Amulett, 27. Aibling, 30. Telefon, 31. Teint, 33. Erika, 34. Neere, 35. Torso, 37. Oma, 39. Gnu, 40. les, 42. Lee, 43. Duo, 45. Inn, 50. Limmat, 51. Kanake, 53. Seal, 55. Fiasko, 57. Puma, 59. Indult, 60. Kosmos, 61. Mappe, 62. Elisa, 64. Akka, 65. Flor, 66. Mast, 69. Ares, 70. mein, 71. Isel, 73. San, 74. Psi.

KREUZWORTRÄTSEL: W a a g e r e c h t : 1 Barkarole, 9. aper, 10. aber, 11. Sigel, 12. Ene, 13. Isis, 14. Kram, 15. Esse, 16. Io, 18. Laut, 20. Spa, 22. Stola, 23. Karree, 25. A. G., 26. Terrine. — S e n k r e c h t : 1. Basilisk, 2. Apis, 3. Regie, 4. Kresse, 5. Ra., 6. Ober, 7. Lena, 8. Eremitage, 14. Kelter, 17. Opa, 19. Ulan, 21. Art, 22. Ser, 24. re.

BESUCHSKARTE: Kaminkehrermeister.

KREUZWORTRÄTSEL: W a a g e r e c h t : 1. Gagarin, 6. Koran, 7. Leo, 9. eng, 10. Islam, 12. Ostern, 14. Meteor, 18. Ilona, 19. Bau, 20. Kar, 21. Spass, 22. Nereide. — S e n k r e c h t : 1. Gong, 2. arg, 3. Anis, 4. Iller, 5. near, 6. Keramik, 8. Omnibus, 11. stur, 12. Ofen, 13. Store, 15. Elan, 16. Oase, 17. Vase, 19. Bad.

KALTE KÜCHE: 1. Wallis, 2. Urania, 3. Rebell, 4. Siesta, 5. Talent. — Wurstsalat.

SILBENRÄTSEL: 1. Zusatz, 2. Ukelei, 3. Vakuum, 4. Eigentum, 5. Reineke, 6. Seminar, 7. Irland, 8. China, 9. Totem, 10. Harpune, 11. Edmund, 12. Immensee, 13. Samos, 14. Spelunke, 15. Temperatur, 16. Dompfaff, 17. Inferno, 18. Einfaltspinsel, 19. Vorschlag, 20. Odaliske, 21. Ramses. — „Zuversicht" heißt die Vorzimmerdame des Erfolges.

SILBENRÄTSEL: 1. Florett, 2. Leuchter, 3. Ebro, 4. Donau, 5. Eichenlaub, 6. Rebekka, 7. Mailand, 8. Adagio, 9. Unterbau, 10. Schlosser. — Fledermaus — Troubadour.

MAGISCHE QUADRATE: 1. Masse, 2. Abtei, 3. Sturm, 4. Serbe, 5. Eimer, 6. Rasse, 7. Areal, 8. Segel, 9. Saege, 10. Ellen.

GEMEINSAME MITTELSILBE: 1—9 Matador, 2—10 Smetana, 3—11 Echolot, 4—12 Anchovis, 5—13 Omega, 6—14 Hermelin, 7—15 Matterhorn, 8—16 Laterne. — Tachometer.

Eine Idee feiert Geburtstag

Seit 10 Jahren besteht die SPAR als große Verkaufsgemeinschaft von 12000 Lebensmittelkaufleuten. In dieser Zeit wurde die SPAR für Millionen Hausfrauen überall in Deutschland der gute Weg zum besseren Einkauf.
Als Präsident des SPAR-Einzelhandels möchte ich Ihnen im Namen aller deutschen SPAR-Kaufleute für Ihr Vertrauen unseren herzlichen Dank sagen.
Heute umspannen unsere Einkaufsverbindungen wie ein dichtes Netz den Globus. Wir haben täglich angenehme Überraschungen für Sie — für Ihre Einkaufstasche und für Ihren Geldbeutel.
Jedes SPAR-Geschäft ist mehr als ein modernes Lebensmittelgeschäft! Durch das vielfältige Angebot vom SPAR-Versand ist es zu einem lohnenden Einkaufszentrum geworden, das Ihnen nahezu alle Wünsche in Haushalt und Familie erfüllt. Und wenn wir einmal über unsere Grenzen sehen: in 13 Ländern Europas kaufen heute moderne Hausfrauen mit Vorliebe bei SPAR.
Ihre Kundentreue ist für jeden von uns der schönste Lohn, der uns ein Ansporn sein soll zu noch höherer Leistung. Wie seit 10 Jahren - so auch in Zukunft: **SPAR - der gute Weg zum besseren Einkauf.**

10 Jahre SPAR

Die erste deutsche Handelskette



„Wieso ist ‚Do it yourself' verboten? Heutzutage muß man doch alles selber machen . . ."

Gefahren lauern überall

„Achtung, Liebling, diese Kreuzung ist gefährlich. Der Polizist ist nämlich mein Mann!"

„Seit ihn Peterle gebissen hat, hat der arme Hund keinen Mut mehr."

„Tut uns wahnsinnig leid, aber wir finden den Hydranten nicht!"

Zeichnungen: Barino, Holz, Lassalvy

Deutschlands Wiederaufstieg

Fortsetzung von Seite 22

Zukunft ist nur das billigste und beste Angebot ausschlaggebend. Krupp sollte also nicht mehr bei Krupp kaufen, wenn woanders ein günstigeres Angebot zu bekommen war.

Beitz war seinen Widersachern an Vitalität überlegen — aber die Beharrlichkeit altverdienter Kruppianer, die sich als Hüter einer Tradition fühlten, erwies sich als stärker, als er wohl geglaubt hatte. Auf dem Höhepunkt der Auseinandersetzung, die Beitz ganz bewußt gleich am Anfang mit aller Schärfe führte, wurde sogar der Mann, dem selbst seine ärgsten Gegner niemals Mangel an Selbstbewußtsein nachgesagt haben, plötzlich unsicher. Grüblerisch fragte er ein paar Journalisten: „Sie glauben doch auch, daß ich hier bald wieder herausfliege?"

Er flog nicht. Alfried Krupps Loyalität seinem selbstgewählten Statthalter gegenüber erwies sich als stark genug, um alle Angriffe auf Beitz abzuwehren. Es gab Reibereien, offene und versteckte Kämpfe, stille und laute Auseinandersetzungen, — und manchmal auch Entlassungen altverdienter Direktoren.

Aber Beitz setzte sich durch.

Der Krupp-Konzern ist heute glasklar gegliedert. Das Direktorium besteht nur noch aus den vier Leitern der Fachabteilungen Technik, Verkauf, Finanzen und Verwaltung. Als oberste Geschäftsleitung überwacht es die sogenannten Konzernhauptbetriebe, 18 weitgehend selbständige Unternehmen, die nur personell, finanziell und in grundsätzlichen Fragen von der Zentralverwaltung abhängig sind.

Der Weg zu Krupp führt nur über Beitz

Beitz selbst ist nicht Mitglied des Direktoriums. Er fungiert als „Generalbevollmächtigter des Inhabers". Das bedeutet: der Weg zu Krupp führt nur übe Beitz. Und umgekehrt: zwar unter Krupp aber doch deutlich gegenüber allen anderen maßgebenden Männern des Konzerns abgesetzt, thront Beitz über der gesamten Hierarchie. In fünf „Stabsabteilungen" (Organisation, Revision, Recht, Information, Verbindungsstelle) hat er sich außerdem ein solides Machtinstrument an der Spitze geschaffen. Beitz: „Das sind meine Jungs".

Der Erfolg gab der Wahl Krupps recht: als Beitz die Konzernleitung übernahm, lag der Umsatz knapp über 2 Milliarden Mark. Heute ist er auf über 5 Milliarden gestiegen.

Natürlich wurde dieser Erfolg nicht nur durch ein neues Organisationsschema erreicht. Worauf es Beitz ankam, das war die Umstellung des einstigen Stahlriesen auf einen großen Verarbeitungskonzern. Zwar dachten weder Krupp noch Beitz daran, die sogenannte „Verkaufsauflage" der Alliierten zu erfüllen: die Stahl- und Kohlewerke blieben zwar offiziell außerhalb des Konzerns, wurden aber auch nicht verkauft. Bisher hat sich allerdings auch noch kein Interessent gefunden.

Krupp sieht den Vertrag von 1953 einfach nicht als rechtsgültig an. Er ist nach seiner Meinung unter Druck zustande gekommen und deshalb nichtig. Weil er überzeugt ist, im Recht zu sein, verschmäht er auch den bequemen Ausweg, die Hüttenwerke Rheinhausen an seinen Sohn Arndt zu verkaufen — wozu er nach dem Wortlaut des Vertrages berechtigt wäre. Krupp will mehr: einen offiziellen Widerruf des Verkaufsverlangens. Die Alliierten, die keinen Grund mehr haben, auf ihren Forderungen zu bestehen, aber andererseits die noch

immer bestehenden Vorurteile gegen Krupp in ihren eigenen Ländern fürchten, entschlossen sich zum bequemen Ausweg: seit 1958 verlängern sie die Verkaufsfrist für Krupp von Jahr zu Jahr.

Aber auch unabhängig von den Forderungen der Alliierten erwies sich die Umstellung von Stahl auf die Weiterverarbeitung als wirtschaftlich notwendig. Beitz erkannte rechtzeitig, wo die Chancen heute liegen: nicht in der Lieferung von Grundstoffen, sondern in der Produktion von Maschinen, Ausrüstungsgegenständen, Fertigwaren.

Heute werden in den Konstruktionssälen von Krupp ganze Werke fertig projektiert. Krupp baut Brücken in Ägypten und Kolumbien, Stahlwerke in Indien (Rourkela) und Pakistan, Verladeanlagen in den Vereinigten Staaten und eine Fabrik für synthetische Fasern in der Sowjetunion. Krupp baut Schiffe, Lastkraftwagen und Lokomotiven, produziert Bagger, Baumaschinen, Dieselmotoren und Eisenbahnschienen. Nur eines produziert Krupp nicht mehr: Kanonen. Alfried Krupp hat entschieden, daß in keinem seiner Werke jemals wieder Waffen hergestellt werden dürfen.

So ist vom Mythos um das Haus Krupp nicht allzuviel geblieben — außer der vorbildlichen sozialen Betreuung seiner Mitarbeiter. Krupp hatte schon vor 120 Jahren eine eigene Betriebskrankenkasse und baute vor 100 Jahren die ersten Werkswohnungen. Heute verfügt Krupp über 55 000 werkseigene Wohnungen, für deren Bau seit der Währungsreform mehr als 400 Millionen Mark ausgegeben wurden. Hier haben Krupp und auch Beitz bewußt an die Tradition angeknüpft — hat sich doch auch immer wieder erwiesen, daß der Stamm gut ausgebildeter und dem Hause eng verbundener Mitarbeiter der wahrscheinlich wichtigste Aktivposten des Unternehmens ist.

Eine andere Krupp-Tradition aber ist gefährdet. Es erscheint zweifelhaft, ob der ungeteilte Übergang des Konzerns auf Alfried Krupps einzigen Sohn Arndt, der gegenwärtig in München und Köln Studien pflegt, noch nach dem alten Kaiser-Gesetz zu bewerkstelligen wäre. Einer verfassungsrechtlichen Nachprüfung würde diese Art der „Erbfolge", die auch steuerliche Vorteile hat, wohl kaum standhalten.

So ist es verständlich, daß Beitz sich auch hierüber Gedanken macht. Der böse Spruch „Wenn Arndt sein Erbe sichern will, muß er eine der drei Beitz-Töchter heiraten", der in Essen gelegentlich zu hören ist, trifft sicher nicht die Überlegungen des „Generalbevollmächtigten". Glaubwürdig erscheinen dagegen Gerüchte, wonach Beitz vorschlagen wird, das Krupp-Vermögen in eine Stiftung umzuwandeln. Natürlich bleibt die Frage offen, ob Alfried Krupp von Bohlen und Halbach die Absicht hat, eines Tages sein auf etwa fünf Milliarden Mark geschätztes Vermögen in eine Stiftung einzubringen, die es an Bedeutung mit der Rockefeller-Foundation aufnehmen könnte — oder ob er sich doch entscheiden wird, die Milliarden der Familie von Bohlen und Halbach zu erhalten.

Jedenfalls erscheint es nach dem Stand der Dinge nicht völlig ausgeschlossen, daß der heute 55jährige Alfried — Fünfter in der Dynastie der Krupps — auch der letzte „Krupp" sein könnte.

In der nächsten REVUE:

Der vergessene Kapitalist: die Gewerkschaften

Der erregende Bericht aus unseren Tagen

ZWISCHENFALL



Foto: Dr. P. Senzer und H. D. Dombrowski

IN MARIENBORN

Von ***

Ort: US-Militärbahnhof Berlin-West.
Zeit: 18 Uhr 55.
Der fahrplanmäßige Militär-Nachtzug nach Frankfurt — Packwagen, zwei Schlafwagen, heute ausnahmsweise sogar ein Speisewagen, und ein Erste-Klasse-Personenwagen — steht unter Dampf. Auf dem Bahnsteig das übliche Bild kurz vor der Abfahrt: Schwerbepackte Soldaten, die in Urlaub fahren; amerikanische Familien, die lange in Berlin waren und jetzt nach Hause zurückkehren; Teenager der Berliner US-Garnison auf dem Weg zu einer Junioren-Tennismeisterschaft in Wiesbaden; Zivilangestellte mit und ohne Frauen, die ebensogut dem US-Außenministerium angehören können wie dem Geheimdienst; ein nervöser, bei der Armee akkreditierter Korrespondent einer großen amerikanischen Zeitung, der sofort in einem Schlafwagenabteil verschwindet, um für den Rest der Nacht seine Schreibmaschine zu strapazieren; ein Kranker, der vorsichtig aus einem Sanitätskraftwagen ausgeladen und in ein Extraabteil gebracht wird samt dazugehöriger Krankenschwester; Militärpolizisten, einige Offiziere, Schlafwagenschaffner, Speisewagenkellner; der Zugkommandant, ein junger Leutnant, im Gespräch mit dem ostzonalen Zugführer der Reichsbahn; und schließlich ein paar deutsche Mädchen, die jenseits des Zauns auf der Straße stehen und ihren GIs zum Abschied zuwinken.

Ganz zuletzt, als die Wagentüren schon geschlossen sind und im Speisewagen die ersten Drinks serviert werden, fährt eine dunkle Limousine der Militärpolizei direkt auf die Rampe, hält dicht neben dem letzten Wagen, und, von Neugierigen unbemerkt, wird ein Mann in den Zug geschafft, der Handschellen trägt.

19 Uhr 03.

Das Signal zeigt Grün. Unter mächtiger Rauchentwicklung setzt sich der Zug in der hereinbrechenden Dämmerung in Bewegung.

Am Ende des Zuges hängt der Erste-Klasse-Personenwagen, in dem, wie immer, ein Abteil für die mitreisenden fünf Militärpolizisten reserviert ist, die gewöhnlich kaum in Erscheinung treten. An diesem Abend jedoch steht ein baumlanger junger Militärpolizist in dem Gang und bewacht das Nachbarabteil, dessen Vorhänge herabgelassen sind. In diesem Abteil wird der Deserteur Francis G. Scorbetti, Ex-Sergeant der Army, nach Frankfurt gebracht, um dort vor ein Militärgericht gestellt zu werden.

Die nebenan auf den breiten Erste-Klasse-Bänken liegenden Urlauber — acht oder zehn Mann — merken noch nichts von dem Spezialpassagier der Militärpolizei.

Nur der ostzonale Reichsbahnzugführer Alfred Grau mit der roten Lederschärpe, der seine übliche Tour am Ende des Zuges beginnt, wird sanft, aber nachdrücklich von dem Abteil des Deser-

ZWISCHENFALL IN MARIENBORN

teurs entfernt und macht sich seine Gedanken darüber.

Der Zugführer fährt schon lange auf amerikanischen Militärzügen. Er hat — wie der westdeutsche Schaffner — bei außerplanmäßigen Stops des Zuges auf ostzonalen Bahnhöfen darauf zu achten, daß keine ostdeutschen Zivilisten unberechtigterweise in den Zug steigen, er hat das Funktionieren von Licht und Heizung zu überprüfen, er hat alle möglichen kleinen technischen Obliegenheiten zu erfüllen — nur Fahrkarten kontrollieren: das brauchen beide in diesem Zug nicht.

Im Speisewagen bedient ein westdeutscher Kellner, während der Koch mit einer deutschen Hilfskraft aus der amerikanischen Armeeküche stammt. Koch William Doe beschwert sich beim Zugführer Grau über mangelndes Heißwasser und pflaumt ihn in ulkigem Deutsch ein wenig zum Thema „Comrade Ulbricht" an. Grau läßt es sich gern gefallen, denn manchmal steckt ihm William Doe am Schluß der Reise etwas zu oder öffnet auch mal eine Büchse kalifornischer Pfirsiche für ihn. Im übrigen hält Grau sich bei den drei, vier Offizieren nicht lange auf, die bereits im Speisewagen sitzen und sehr, sehr trockene Martinis schlürfen.

Er trifft im Schlafwagen B den Schaffner Heinz Weber von der Deutschen Schlafwagengesellschaft, der etwas hilflos dem Ansturm von einem Dutzend Teenagern gegenübersteht, die alle auf einmal Limonade haben wollen, um in ihren sechs Schlafwagenabteilen eine alkoholfreie Party zu veranstalten. Die Stimmung ist groß in diesem ersten Schlafwagen, denn die Berliner Tennisjunioren, die morgen Nachmittag auf dem Court in Wiesbaden mit anderen amerikanischen Junioren um die Meisterschaft der amerikanischen Garnisonen in Europa spielen werden, liegen punktemäßig an der Spitze und dürfen mit einem sicheren Sieg rechnen. Ihre Betreuerin, Miß Clarence Boogie — „Clary-Boogie" — ist viel zu stolz auf ihre Teenager-Champions, um den Spielverderber zu machen. Aus den Gesprächen der Mädchen geht hervor, daß ihr deutscher Trainer „Big-Oswald", den sie alle heimlich anhimmeln, mit der Morgenmaschine nach Frankfurt fliegen wird, weil er im Militärzug nicht fahren darf.

In den restlichen Abteilen dieses Schlafwagens findet Zugführer Grau die junge Witwe eines tödlich verunglückten amerikanischen Offiziers; die Urne steht auf dem Mahagoniwaschtisch, eine rote Rose im Zahnputzglas daneben. Im Nachbarabteil hat sich ein junges Ehepaar, Corporal Woomsey mit frisch angetrauter deutscher Gattin Karin, einquartiert, und im nächsten Abteil trifft Grau den Zeitungskorrespondenten Hartford B. Cowan vor Schreibmaschine und Wodkaflasche. Das letzte Abteil dieses Schlafwagens steht leer, wie Alfred Grau mit einem Seufzer der Erleichterung feststellt.

Draußen gleitet — der Zug macht noch nicht viel Fahrt — das hellerleuchtete Stationsschild des Bahnhofs Wannsee vorüber.

Ein S-Bahnzug fährt vorbei, er ist fast leer.

Am offenen Gangfenster des zweiten Schlafwagens - A - steht ein Offizier mit seiner Frau, einer Amerikanerin, und einer zweiten Frau, einer geborenen Deutschen, deren Mann zurückversetzt worden ist in die Staaten. Schweigend betrachten sie die letzten hundert Meter Westberlins, machen sich gegenseitig auf markante Punkte aufmerksam und fragen Zugführer Grau, als er vorüberkommt, in geläufigem Deutsch, wo „die Mauer" sich befindet. Grau, der als „zuverlässiger Genosse" bei der Reichsbahn bekannt ist, sieht sich wider Willen in die Lage versetzt, die Schandmauer — in diesem Falle nur Stacheldrahthindernisse — bei der Vorüberfahrt zu zeigen. Schemenhafte Vopo-Gestalten gleiten in der Dämmerung vorbei, Wachttürme tauchen auf, verschwinden. Und wider Willen tut Grau etwas, was ihm streng verboten ist: er gibt seine Meinung zum besten, als die Amerikaner Abscheu bekunden. Es gibt beinah einen handgreiflichen Zusammenstoß mit dem amerikanischen Offizier, Lieutenant Colonel Abramson, und seiner Begleitung. Auf dieser Reise wird der Kommunist Grau nicht viel Freude haben. Wann immer er Abramson in die Augen fällt, wird er provoziert werden.

In diesem Schlafwagen A, der von dem Schlafwagenschaffner Kurt Emmerbrock bedient wird, liegt außerdem in einem Abteil der Kranke, Mr. David O'Mally, ein Beamter des State Departments — des US-Außenministeriums —, den in Frankfurt eine komplizierte Augenoperation erwartet. Seine Pflegerin, die amerikanische Krankenschwester Katy McElroy, eine resolute, frische Person, liest im unteren Bett Schüttelreime. Das Abteil nebenan gehört Lieutenant Jim Voscovic, dem jungen Zugkommandanten, der sich vorwiegend mit seinem üblichen Papierkram beschäftigt. In seinem Abteil ist ein Kurzwellensender eingebaut, über den er jederzeit mit dem Headquarter — dem amerikanischen Hauptquartier — in Berlin in Verbindung treten kann.

Zugführer Alfred Grau meldet sich in dem Augenblick bei Lieutenant Voscovic, als auch der westdeutsche Schaffner, Erich Meller, bei dem Lieutenant eintritt. Die Strecke ist ziemlich frei, und man wird voraussichtlich pünktlich um 0 Uhr 50 in Marienborn, dem östlichen Kontrollpunkt, eintreffen. Um 9 Uhr 32 wird der Zug fahrplanmäßig in Frankfurt am Main erwartet. Außer drei Bediensteten der ostzonalen Reichsbahn — Lokführer, Heizer und Zugführer — und fünf Angestellten der westdeutschen DSG befinden sich in dieser Nacht 39 Fahrgäste und Begleitpersonal im Zug.

Der Nachtzug der US-Army fährt jetzt mit seiner Höchstgeschwindigkeit durch die Sowjetzone, rasselt rhythmisch über kleine geschlossene Bahnübergänge, an denen ein paar Menschen stumm stehen und ihm nachblicken, donnert durch Bahnhöfe, zieht wie eine Lichterschlange am Horizont entlang.

Im Stellwerk Belzig-Ost kommt die Vorausmeldung des Zuges. Weichen werden gestellt, Signale bedient. Der Mann im Stellwerk telefoniert mit der nächsten Blockstelle. Ein Lokalzug muß auf einem Wartegleis halten, bis der Militärzug vorübergerauscht ist.

Ein paar einsame Fahrgäste stehen am Fenster des Lokalzuges und sehen dem alliierten Militärzug sehnsüchtig nach.

„Der ist morgen schon in Frankfurt" sagt ein Mann. „Frankfurt — da hatte ich mal 'ne Braut. Jetzt ist sie längst verheiratet, aber manchmal schreibt sie mir noch. Das muß sich ja alles vollkommen verändert haben, seit damals. Ob wir da jemals noch mal hinkommen?"

„Laß nur", sagt ein anderer Mann „Solange die Amis noch hier durchbrausen, geb' ich die Hoffnung nich auf . . ."

Zwei baumlange Militärpolizisten gehen schwankend durch den schnell fahrenden Zug, salutieren vor jedem Offizier und jeder Frau und geraten nach Passieren des Speisewagens in die Teenager-Party. Sie kommen mit Miß Boogie ins Gespräch, zwangsläufig — denn fast alle GIs, die sich auf der Urlaubsfahrt befinden, haben sich unterdessen zu den Teenagern gesellt und krakeelen ein bißchen. Sie werden von den MPs nachdrücklich darauf aufmerksam gemacht, daß es wünschenswert wäre, wenn um zehn Uhr Ruhe einträte im Zug.

Hartford B. Cowan, der Zeitungskorrespondent, hat seine Tür offen und unterhält sich mit dem jungen Zugkommandanten, Lieutenant Voscovic, über die Berlin-Situation. Die beiden Militärpolizisten sind gezwungen, sich ein paar Sätze mit anzuhören, bevor sie weitergehen können. Cowan steht auf dem Standpunkt, daß es unrealistisch wäre, Berlin länger zu halten und sich von den Russen erpressen zu lassen.

„Man macht die Fehler von Potsdam 1945 nicht gut", sagt er, „indem man immer neue Fehler draufsetzt. Eine schnelle Amputation ist besser als ein langes Siechtum!"

Der Lieutenant gibt ihm Kontra. Es geht gar nicht um Berlin, ist sein Standpunkt: „Berlin ist bloß die Probe aufs Exempel, wieviel wir uns von den Russen gefallen lassen wollen. Berlin könnte eine Insel am Südpol sein — es wäre das gleiche."

Aber Cowan ist der bessere Dialektiker: er behält das letzte Wort.

Im nächsten Schlafwagen ist Katy Mc Elroy dabei, ihre Schüttelreime anzubringen. Sie hat sich einen jungen Offizier geangelt, der bereits albern kichert und sehr vertraulich mit Katy ist. Die MPs gehen mit unbewegter Miene vorüber.

Sie öffnen die Tür des Packwagens und inspizieren unter den Augen des ostzonalen Zugführers Grau und des Schaffners Meller die Plomben an den Stückgütern der US-Army, die der Zug mit sich führt.

Hier im Packwagen lösen sie einen anderen Militärpolizisten ab, der nach

---

Zwischenfall an der Zonengrenze:

Sowjets lassen US-Militärzug die ganze Nacht über warten

Der Kommandant des amerikanischen Militärzuges Berlin-Frankfurt, der am ostzonalen Kontrollpunkt Marienborn von sowjetischen Offizieren an der Weiterfahrt gehindert wurde, weil ein junger Flüchtling aus der Zone sich in den Zug eingeschmuggelt hatte, brauchte vierzehn Stunden, um mit dem Problem seines Lebens fertigzuwerden. Zwar konnte er über Funk mit den US-Hauptquartieren in Berlin und in Heidelberg telefonieren, aber die Entscheidung, ob er den Flüchtling den Russen übergeben sollte, blieb letztlich ihm überlassen.

Ein unscheinbarer Zwischenfall am Rande des Konfliktes zwischen Ost und West, der gleichwohl vor den Augen der Beteiligten die Ausmaße einer antiken Tragödie annahm. Von einem gewissen Zeitpunkt an ging es nämlich in den dramatischen vierzehn Stunden von Marienborn gar nicht mehr so sehr um die Ausübung von Hoheitsrechten oder die Auslegung von sechzehn Jahre alten Vereinbarungen. Es ging auch nicht etwa um die Möglichkeit eines bewaffneten Widerstandes, einer drohenden militärischen Auseinandersetzung. Es ging allein um die Frage, ob die moralischen Grundsätze eines Staates zur Unmoral führen dürfen, wenn es um ein Einzelschicksal geht.

Es stand mehr auf dem Spiel dabei, als der freie alliierte Zugverkehr von und nach Westberlin, der nach einer Spielregel funktioniert, die von den Amerikanern eingeführt und von den Russen erstaunlicherweise über sechzehn Jahre lang akzeptiert wurde: der Regel des „Fair Play".

Weil die Amerikaner sich stark dafür machen, daß sie halten, was sie versprechen, ist es ihnen seit 1945 möglich, an der Grenzstation Marienborn den Russen lediglich eine Namensliste der Zuginsassen vorzulegen, um ohne weitere Nachprüfung das „Okay" zur Durchfahrt zu bekommen.

Dieses „Fair Play" gehört zu den feststehenden Prinzipien der amerikanischen Demokratie, ob es sich nun um den Scheckverkehr oder die Anerkennung von Einkommensteuererklärungen handelt — der amerikanische Staat nimmt von seinen Bürgern zunächst einmal das Beste an. Um so empfindlicher reagiert er auf jede Verletzung dieses „Fair Play".

Die fatale Situation des amerikanischen Zugkommandanten, dem ausgerechnet die Sowjets in Marienborn einen Bruch jenes geheiligten amerikanischen Prinzips vorwerfen konnten, wird an einem solchen Beispiel deutlich.

Den Sowjets konnte es dabei völlig gleichgültig sein, ob der Zugkommandant sich in gutem Glauben befand, als er die unvollkommene Liste seiner Passagiere überreichte. Tatsächlich stellte er erst fest, daß sich ein Flüchtling im Zug versteckt hatte, als die Sowjets ihn darauf hinwiesen.

Der Verdacht, daß es sich bei dem Flüchtling um einen russischen Provokateur handle, mußte auf der Stelle kommen. Denn wie auch immer die Entscheidung des Zugkommandanten lauten würde — die Sowjets befanden sich in einer allzu überlegenen Position.

Lieferte der Kommandant den Flüchtling aus, so gab er den Sowjets damit ein hochbrisantes Propagandamaterial gegen das amerikanische Freiheitssymbol in die Hände. Lieferte er ihn nicht aus, dann würden die Sowjets endlich einen handfesten Grund für eine Änderung des Kontrollsystems amerikanischer Militärzüge besitzen, von dem moralischen Fiasko der Amerikaner ganz zu schweigen. Andererseits gestattete das amerikanische Prinzip von Treu und Glauben gar nicht erst die Frage, ob es sich bei dem Flüchtling um einen sowjetischen Provokateur handelte. Solange ihm nicht das Gegenteil bewiesen war, wurde der Flüchtling selbstverständlich als das behandelt, was er zu sein vorgab: Ein Mensch in Todesangst.

Der Ablauf dieser vierzehn Stunden in Marienborn ist darum ein exemplarisches, weil menschlich-verständliches Beispiel für die Rätselhaftigkeit so mancher amerikanischer Bemühungen, die im Spannungsfeld der Ost-West-Auseinandersetzungen oft genug Anlaß geben, die „Weichheit" der Amerikaner gegenüber den „robusten Russen" zu kritisieren.

Vorschrift Wache zu halten hat. Er steht an der halboffenen Rolltür und deutet hinaus in die Nacht: Magdeburg. Der Zug fährt im selben Augenblick langsamer ...

Hinter einem kleinen Wellblechschuppen, der lediglich Arbeitsgeräte birgt, stehen ein junger Mann, Herbert Banner, und ein junges Mädchen, Ingrid. Der Schuppen liegt unmittelbar neben den Bahngleisen, und das Paar spricht erregt miteinander. Ob es klappt? Ob er es machen wird? „Er" ist, wie aus dem Gespräch hervorgeht, ein Freund im nächsten Stellwerk, der versprochen hat, für eine Minute den Zug zum Stehen zu bringen, indem er das Vor- und Hauptsignal zu spät öffnet. Sie horchen in die Nacht hinaus, der junge Mann legt das Ohr an die Schienen: er kommt! Der amerikanische Militärzug!

Jetzt drängt der junge Mann seine Freundin: „Komm mit! Los, komm doch mit!"

Aber sie kann nicht, und sie will nicht. Sie hat, über einen Onkel, vielleicht die Möglichkeit, legale Reisepapiere zu bekommen, während Herbert Banner echt gefährdet ist. Ingrid verspricht — zum tausendsten Male — daß sie nachkommen wird.

Der Zug nähert sich in langsamer Fahrt, hat das Vorsignal schon überfahren und bleibt wenige Meter vor dem geschlossenen Hauptsignal stehen.

Die beiden junge Leute sind in der Dunkelheit verschwunden ...

Fast sofort nach Halt des Zuges öffnen sich überall die Wagentüren, und die Militärpolizei erscheint, nach Vorschrift, wie bei jedem Halt des Zuges, auf den Trittbrettern. Sie sehen alle nach der Lokomotive hin. Rufe ertönen.

Und im gleichen Augenblick auch splittert eine Glasscheibe am Ende des Zuges, und schrilles Geschrei ertönt. Ein Schuß fällt. Es ist fast dunkel, von den Vorgängen ist kaum etwas zu sehen.

Undeutliche Gestalten im Halbdunkel der Nacht: abspringende MPs, die nach dem Zugende eilen, Kommandorufe, „Stop!" und ein Handgemenge. Und überall öffnen sich die Fenster des Zuges.

In der gleichen Sekunde geht scheppernd das Hauptsignal hoch, und auf der Lokomotive, die laut zischend Überdruckdampf abläßt, schiebt der Lokführer aufatmend den Regler vor. Und schreit dem Heizer am anderen Fenster zu: „Da hat wieder einer auf der Blockstelle geschlafen!"

Von den Vorgängen hinten am Zug hat man auf der Lok überhaupt nichts gemerkt.

Militärpolizisten laufen am Zugende neben dem immer schneller werdenden Wagen her, schwingen sich mit knapper Not noch auf die Trittbretter und fluchen laut. Ein Sergeant der MP steht auf der anderen Seite des Trittbrettes und brüllt Namen: „Masters! ... Shapiro! ... Burke! ... Hoffield! ..."

Glücklicherweise melden sich alle wieder.

In dem Abteil des Deserteurs spielt sich eine wüste Szene ab. Im Fenster klafft ein großes Loch. Der Deserteur liegt, zusammengeschlagen, zwischen den Bänken. An seinen gefesselten Händen hängt ein Winkeleisen, um das der wachhabende Militärpolizist die Handschellen des Häftlings gewunden hatte, als der Zug unvermutet anhielt. Der Deserteur muß, mit dem Mut und der Kraft der Verzweiflung, das Eisen von der Bank abgerissen haben. Jedenfalls ist er, wie sich aus der Rekonstruktion ergibt, mit gefesselten Händen durch die Scheibe gesprungen, als sein Wächter nach draußen, auf das Trittbrett ging.

Lieutenant Voscovic treibt die Neugierigen, darunter den ostzonalen Zugführer, auseinander, befiehlt, das Loch zu flicken und Vorkehrungen zu treffen, damit der Vorfall sich nicht wiederholen könne. Dann schnauzt er den Deserteur Scorbetti an, der ziemlich übel verletzt ist: was ihm einfalle, einen Fluchtversuch zu unternehmen, nachdem er freiwillig zurückgekehrt sei? Und ob Scorbetti sich klar sei, daß er nunmehr sämtliche Vergünstigungen, die ihm ein Militärgericht vielleicht gegeben hätte, verspielt habe?

Scorbetti bekommt einen Wutanfall, als er das Wort „Vergünstigungen" hört: Die Army habe ihn unfair behandelt. Die

ZWISCHENFALL IN MARIENBORN

Army habe ignoriert, daß er freiwillig zurückgekehrt sei, und so weiter . . .

Schließlich hat auch dieser Spektakel ein Ende. Lieutenant Voscovic gibt beruhigende Auskünfte, als er zurückgeht in sein Abteil, und bittet alle, die aufgestört wurden, sich wieder schlafen zu legen.

Doch es hat den Anschein, als ob die Unruhe auf dieser Fahrt kein Ende nehme. Lieutenant Colonel Abramson — im Rang eines Oberstleutnants, also viel höher stehend als Lieutenant Voscovic, der Zugkommandant — hält im Schlafwagen A den Zugführer Alfred Grau an seiner roten Lackschärpe fest und herrscht den Lieutenant an: „Ich verlange, daß dieser Mann genau überprüft wird, Lieutenant! Es ist doch wohl offensichtlich, daß es sich bei diesem Kerl um einen unverbesserlichen Kommunisten handelt! Sollte mich nicht wundern, wenn er diesem Deserteur Scorbetti Hilfestellung geleistet hat! Haben Sie das überlegt?"

Lieutenant Jim Voscovic muß seine Autorität als Zugkommandant hervorkehren, um den barschen Lieutenant Colonel Abramson, der sich im Pyjama befindet, davon abzuhalten, dem kleinen Zugführer Grau auf der Stelle das Genick umzudrehen. Wütend verschwindet Abramson in seinem Abteil, während es Lieutenant Voscovic nur übrig bleibt, sich bei Grau zu entschuldigen. Der Lieutenant weiß, wie überaus korrekt mit den Leuten von der Reichsbahn umgegangen werden muß, um Schwierigkeiten zu vermeiden.

Im Abteil des Lieutenants wird ein Protokoll angefertigt, das von Zugführer Alfred Grau und MP-Sergeant Torre unterschrieben werden muß.

Während das geschieht und der Zug schon wieder volle Fahrt aufgenommen hat, fragen sich die aufgeregten, aus dem Schlaf geschreckten Teenager der Tennisgruppe, mit rührend kindlicher Bereitschaft, zu verstehen, wie ein amerikanischer Soldat überhaupt dazu kommen kann, seine Einheit zu verlassen und zu den Kommunisten zu gehen. Hier kommen sie, mit dem Spüren nach der Wahrheit, an die Grenzen einer Welt, die ihnen fremd und verschlossen ist wie ein anderer Stern. Die beiden GIs, denen es gelungen ist, trotz scharfer MP-Augen noch für ein halbes Stündchen auf einen Schwatz in das Abteil der jungen Mädchen einzudringen, wissen auch keine Lösung, um so weniger, als der eine von ihnen den Ex-Sergeanten Francis G. Scorbetti vom Hörensagen kennt, und zwar als ausgezeichneten Soldaten der United States Army. Fazit dieses Gesprächs: das Schwarz-Weiß-Bild junger Amerikanerinnen von bösen Kommunisten und guten Demokraten bekommt eine leichte Graubeimischung.

Auch anderen Fahrgästen des Zuges scheinen in dieser Nacht ein paar Illusionen abhanden zu kommen. So dem frischgebackenen Ehemann, Corporal Woomsey, der wütend mit seinem Bettzeug aus dem Abteil auszieht, in dem seine heulende deutsche Frau Karin zurückbleibt. Auf dem Gang unterhalten sich leise Hartford B. Cowan, der Journalist, und die Offizierswitwe mit der Urne, als Woomsey an ihnen vorbei in das leerstehende Abteil verschwindet.

Cowan hat ein neues Opfer gefunden. Er zerpflückt zynisch die Rede, die man der jungen amerikanischen Offizierswitwe bei der Übergabe der Urne mit den sterblichen Überresten ihres verunglückten Mannes in Berlin gehalten hat: Was sind Begriffe wie „Opfertod", „Ehre", „Vaterland", „Verteidigung der Freiheit"? — „Ihr Mann", sagt Cowan zu der Witwe, „könnte vielleicht noch leben, wenn er nicht sinnloserweise ein Kommando in Berlin zu führen gehabt hätte. Wofür ist er nun wirklich gestorben? Für die ‚Freiheit'? Die ‚Krauts' in Berlin haben sich ihre Freiheit selbst verscherzt. Schließlich haben sie den Krieg angefangen, haben die Russen selbst ins Land geholt. Sie tun sich leicht, nach ‚Freiheit' zu rufen, solange wir Amerikaner es sind, die dafür sterben müssen. Was haben sie denn schon auszustehen, die ‚tapferen Berliner'?"

Während Hartford B. Cowan solches spricht, öffnet sich die Tür des Abteils wieder, in dem Corporal Woomsey soeben verschwunden ist, und der unglückliche junge Ehemann schaut verwirrt heraus, als ob er etwas sagen wolle. Aber Cowan ist so in Fahrt, daß er Woomsey lediglich provozierend anblickt und seine Stimme noch etwas hebt. Und da schließt Corporal Woomsey die Tür wieder.

Was den jungen Corporal so verwirrt hat, ist die Tatsache, daß das Abteil, das er leer vorzufinden gehofft hatte, besetzt ist — und zwar mit einem höchst mysteriösen jungen Deutschen. Glücklicherweise hat Woomsey von seiner Frau genug Deutsch gelernt, um sich mit dem jungen Mann unterhalten zu können. Der junge Mann ist Herbert Banner, der Flüchtling, und er rückt nur langsam mit der Sprache heraus. Er sagt Dinge, wie: „Bitte, verraten Sie mich doch nicht!" und: „Eigentlich dürfte ich ja nicht hier drin sein . . . Ich will auch gleich wieder gehen, sowie die Leute draußen weg sind . . ."

Aber als Woomsey, etwas verdattert von Cowans originellen Reden, wieder die Tür zugemacht hat, packt Herbert Banner dann doch aus, erzählt, während er sich die Schweißtropfen von der Stirn wischt, dem sprachlosen Corporal im Pyjama und Morgenrock, daß er aufgesprungen ist auf den Zug, daß er aus Magdeburg kommt, daß er Straßenbahnführer ist und zuviel geredet hat, daß er um sein Leben — oder doch um seine Freiheit — fürchten mußte und daß er versuchen will, in diesem amerikanischen Militärzug den Westen zu erreichen. Drängend fragt er: „Der Zug wird doch nicht kontrolliert von den Russen? Sie dürfen doch den Zug nicht betreten? Das ist doch Wahrheit?"

Das kann Corporal Woomsey bestätigen. Theoretisch kann dem Flüchtling gar nichts passieren, in der Tat. Wenn auch . . .

Also, Corporal Woomsey möchte, wenn er es sich recht überlegt, mit der Sache eigentlich nichts zu tun haben. Vielleicht müßte er, pflichtgemäß, sogar Meldung machen. Aber das wird er nicht tun. Nichts tun, ist das mindeste, oder das höchste, was er tun kann. Corporal Woomsey verabschiedet sich wieder, wünscht dem Flüchtling „Good luck"!

Cowan und die Witwe staunen, als Woomsey schon wieder aus dem Abteil hervorkommt, sein Bettzeug unter dem Arm, und wortlos an ihnen vorbeigeht, zu seinem eigenen Abteil. Nicht ganz wortlos jedoch: Als er seine Abteiltür geöffnet hat, fällt ihm etwas ein, und er dreht sich um, faßt Cowan ins Auge und sagt deutlich: „Ich bin nicht Ihrer Meinung, Sir. Ganz und gar nicht. Good night!"

Woomseys junge Frau Karin hat sich im unteren Bett der Wand zugedreht. Woomsey verriegelt die Tür, macht einen Satz zu ihr hin, rüttelt sie und sagt, den Streit vergessend, den er mit ihr hatte: „Darling, stell dir vor, was ich erlebt habe!"

„Interessiert mich nicht", antwortet Karin.

„Doch", triumphiert Woomsey, „hör zu: Ich komme in das leere Abteil, und da . . ."

Zehn Sekunden später sitzt Karin mit offenem Mund im Bett und hat ebenfalls vergessen, daß sie mit Charly Woomsey eigentlich nicht mehr sprechen wollte.

Zugführer Grau und Schaffner Meller verlassen das Abteil des Lieutenants Voscovic. Es ist kurz nach zehn Uhr.

„Ich leg mich 'n bißchen hin", sagt Grau zu Meller, mit dem er sich ganz gut versteht. „Man braucht mich doch jetzt nicht? Im anderen Schlafwagen is 'n Abteil frei."

Erich Meller nickt und geht Richtung Packwagen. Alfred Grau geht den Schlafwagen A entlang zum Schlafwagen B.

Hinter ihm öffnet sich die Nachbartür des Zugkommandanten einen Spalt breit. Katy McElroy schaut heraus, schaut zurück ins Abteil, murmelt: „Einen Augenblick, mal!" Und huscht hinter dem Zugführer her.

Zwischen den beiden Wagen, in der Ziehharmonika, merkt Grau, daß die Krankenschwester hinter ihm her kommt und tritt höflich zur Seite.

Sie geht an ihm vorbei und bleibt genau vor der Tür stehen, hinter der der Flüchtling sich verborgen hält, und hinter der Grau sich ein bißchen hinlegen möchte.

Der Zugführer zögert, greift dann aber leichthin zum Türgriff und will die Tür öffnen.

Katy fährt herum: „Was wollen Sie da drin? Das ist ein amerikanisches Abteil!"

„Es ist leer", sagt Grau perplex.

„Nein", sagt Katy McElroy. „Ich werde da drin schlafen!" Nimmt ihm den Türgriff aus der Hand, geht in das Abteil hinein und schlägt ihm die Tür vor der Nase zu.

Grau ruft, mit einem Anflug von Protest: „Aber Sie haben doch ein anderes Abteil ..."

Dann läßt er es sein und geht, wütend jetzt, den Weg zurück.

Katy McElroy steht schweratmend hinter der Tür und horcht. Dann wandern ihre Augen im Halbdunkel zu der Gestalt, die neben der Abteilwand zusammengekauert auf dem Oberbett sitzt. Sie legt den Finger auf den Mund, sagt: „Gott sei Dank! Hat Sie jemand bemerkt?"

Herbert Banner muß zugeben, daß er schon Besuch hatte. „Gleich", sagt er, „nachdem Sie mich hier hereingebracht hatten, kam ein junger Amerikaner mit seinem Bettzeug, der hier schlafen wollte ... Ich hätte doch besser die Tür verriegeln sollen ..."

„Ich muß den Mann sprechen", sagt die energische Katy. „Von wo kam er? Wie sah er aus?"

Aber sie wartet die Antwort gar nicht ab, sondern rennt sofort wieder hinaus, sieht sich um — der Gang ist leer — und klopft, kurz entschlossen, an der nächsten Abteiltür.

Eine Stimme ruft: „Ja?"

Sie öffnet und hat vor sich, auf dem Unterbett liegend, in ein Buch vertieft, den Korrespondenten Hartford B. Cowan.

Bevor er etwas sagen kann, ist sie zu ihm hineingehuscht und hat gefragt: „Waren Sie nebenan? Im leeren Abteil?"

Cowan muß verneinen, aber er ist viel zu sehr Journalist, um nicht etwas hinter der Frage der aufgeregten jungen Frau zu wittern. Er stellt eine Gegenfrage: „Warum?"

Und muß sich fragen lassen: „Können Sie schweigen?"

„Das kommt darauf an", sagt er diplomatisch.

Sie erzählt ihm, schnell Vertrauen fassend und dabei immer wieder die Tür öffnend und auf den Gang hinausblikkend, daß sich nebenan ein Flüchtling vor den Kommunisten befindet, dem man helfen muß.

„Als der Zug anhielt", sagt sie, „stand ich gerade draußen auf dem Gang. Ein Militärpolizist rannte an mir vorbei und stieg aufs Trittbrett hinaus — und lief im nächsten Augenblick, als der Schuß fiel, am Zug entlang, nach hinten." Sie habe, berichtet sie weiter, gerade in ihr Abteil zurückgehen wollen, um ihren Patienten, Mr. O'Mally vom State Department, zu beruhigen, als sie einen jungen Mann gesehen habe, der katzengleich zwischen die Pfuffer des Packwagens gesprungen sei, offenbar in der Absicht, als blinder Passagier mitzufahren. Sofort sei ihr der Gedanke gekommen, es handele sich um einen Flüchtling. Sie habe die Tür geöffnet und den jungen Mann angerufen. Daraufhin habe sich der junge Mann überreden lassen, in den Wagen zu kommen und sie habe ihn schnell — während alle in ihren Abteilen aus den Fenstern starrten — durch den

ZWISCHENFALL IN MARIENBORN

leeren Gang in das Abteil geführt, das als einziges nicht belegt sei.

Cowen grunzt vor Vergnügen, als er diese Geschichte hört. „Sie bringen das United States Government in Schwierigkeiten, liebes Kind", sagt er. „Aber warum eigentlich nicht. Es geschieht ihm recht. Lassen Sie uns den jungen Mann betrachten ..."

Als sie hinaus auf den Gang treten, prallen sie gegen den DSG-Schaffner Heinz Weber, der mit einer Flasche Bier auf dem Tablett gerade an die Tür der Witwe klopfen will. Katy und Cowan bleiben stehen und schauen aus dem Fenster in die vorüberfliegende Dunkelheit.

Die Witwe sieht, beim Türöffnen, beide auf dem Gang stehen und kneift die Augen zusammen.

Der Schaffner fragt Cowan, ob die Herrschaften noch Wünsche hätten und verzieht sich wieder.

Sie warten noch einen Augenblick, dann huschen sie in das „leere" Abteil.

Der berühmte Zeitungskorrespondent nimmt den Flüchtling Herbert Banner in Augenschein. Cowan war oft und lange in Deutschland, er beherrscht die Sprache nahezu perfekt.

„Wo kommen Sie her?"

Herbert berichtet, stockend, von Magdeburg, von seinem Dienst als Straßenbahnfahrer. Seine Eltern sind schon vor vier Jahren nach Westdeutschland geflohen, sie leben in der Nähe von Worms.

„Warum sind Sie damals nicht mit Ihren Eltern weg?" Cowan inquisitiert den Flüchtling.

Warum? Herbert weiß nicht so schnell eine Antwort. Warum . . .? Weil er geglaubt hat, es ginge noch immer, man könne noch leben in Magdeburg, jedenfalls, solange man immer noch nach Berlin konnte . . . Andererseits hat er schon immer die westlichen Sender gehört, hat Englisch gelernt . . .

„Freundin?" fragt Cowan.

Und Herbert muß zugeben: Er ist wegen Ingrid nicht geflohen . . .

„Wo ist Ingrid jetzt?"

„Sie ist noch in Magdeburg, sie hat eine Chance, legal nach dem Westen zu reisen", sagt Herbert.

Aber Cowan meint: „Sie haben sie also im Stich gelassen! Warum erwarten Sie von uns, daß wir Ihnen helfen?"

Herbert erwartet es gar nicht. Er ist nur von der Dame hier, von Katy, in den Zug gebeten worden, als er sich zwischen den Puffern verkriechen wollte, bis Helmstedt.

Cowan behauptet, daß Herbert, wenn es ihm nicht gelinge, sich versteckt zu halten, rigoros von dem jungen Zugkommandanten Voscovic an die Russen ausgeliefert werde. „Da können Sie Gift drauf nehmen", sagt er, „ich kenne diese Kommißböcke."

Jetzt stellt sich auch heraus, warum Herbert sich nicht von vornherein eingeschlossen hat: es gibt in diesem Abteil kein Schloß innen an der Tür. Offenbar ist das Abteil des öfteren schon zum Gefangenentransport benutzt worden.

„Wie praktisch", sagt Cowan, „dann werden wir Sie also einfach einschließen. Aber wer hat den dazu notwendigen Drücker? Der kommunistische Zugführer!"

„Und", sagt Katy, „die Militärpolizei, natürlich!" Sie fragt Cowan, ob er den Flüchtling nicht in seinem Abteil aufnehmen könne, während der Grenzkontrolle.

Aber Cowan winkt ab. Vielen Dank. Er wird den Mund halten, doch das ist auch alles, was man von ihm verlangen kann! Und er rät Katy, es ebenso zu halten, wenn sie nicht Schwierigkeiten mit dem US-Hauptquartier haben will.

Sie lassen den Flüchtling, der jetzt ziemlich verwirrt ist, wieder allein. Katy verspricht, während der Kontrolle in der Nähe zu sein.

Im Speisewagen wird einigen Militärpolizisten und Lieutenant Voscovic, das Abendessen serviert. An einem Nachbartisch sitzen noch amerikanische Zivilisten und Offiziere mit ein paar Frauen.

Katy McElroy kommt in den Speisewagen, geht suchend hindurch, bemerkt die Blicke, die ihr nachgeschickt werden, und bleibt lächelnd neben dem Tisch des Zugkommandanten stehen. Sie fragt, ob wohl jemand einen Drücker habe, mit dem sie ihre Tür zusperren könne, solange sie nicht im Abteil sei.

„Der Zugführer hat einen, der Schaffner auch", antwortet Voscovic höflich. Aber schon springt ein Militärpolizist auf, holt einen Drücker aus der Tasche und bietet sich, den Mund noch voll Essen, der hübschen Katy eifrig an.

Katy wehrt ab. Sie will ihn doch nicht beim Essen stören! Aber der MP-Mann geht schon voran. Katy bedankt sich sehr und folgt ihm.

Sie kommen in den Schlafwagen, treffen einen Schaffner, der ihnen neugierig nachsieht, treffen Cowan und den jungen Corporal Woomsey, die mit angehaltenem Atem zusehen, wie Katy gelassen vor der Tür des ‚leeren' Abteils stehenbleibt und auf das Schloß deutet: „Hier ist es", sagt sie mit einem bezaubernden Lächeln.

Und der lange Militärpolizist steckt den Drücker ins Schloß, schließt um, rüttelt daran — Okay! „Nichts zu danken, Miß, das ist wirklich gern geschehen!"

Er geht.

Die anderen sehen ihm nach. Sehen Katy an und kratzen sich hinterm Ohr.

„Allerhand", sagt Cowan. „Sie sind ein kaltblütiges Aas, Miß McElroy."

Mit unverminderter Geschwindigkeit rast der Militärzug der Grenze zu, passiert im Mondlicht schimmernde Wälder, die Autobahn, weite Ebenen, verschwindet am Horizont.

Auf dem Bahnsteig der Zonengrenzstation Marienborn springt der hellerleuchtete Zeiger der elektrischen Uhr auf 0 Uhr 57, als der Militärzug, beinah pünktlich, eintrifft.

Auf dem Bahnsteig stehen Gruppen von Transportpolizisten und sowjetische Soldaten.

Langsam läuft der Zug ein, hält.

Türen klappen. Aus den Lautsprechern gröhlen ostzonale Schlager. An den Trittbrettern stehen, wie immer, die Militärpolizisten.

Lieutenant Jim Voscovic begibt sich, eine Mappe unter dem Arm, auf einen russischen Offizier zu, Kapitän Rodinow, beide salutieren, dann geht Rodinow voran in die Kontrollbaracke.

Zwei Fenster des Schlafwagens werden herabgelassen. Aus dem einen schaut Corporal Woomsey mit seiner Frau heraus, aus dem anderen Hartford B. Cowan.

Im nächsten Schlafwagen öffnet sich ein drittes Fenster und Katy McElroy wird sichtbar, in einen Mantel gehüllt. Langsam patrouillieren die Sowjetsoldaten und die Transportpolizisten vorbei. Auch Zugführer Alfred Grau ist plötzlich auf dem Bahnsteig. Er unterhält sich mit einigen Trapos, man lacht. Dann geht Grau ins Büro des Bahnhofvorstehers der Reichsbahn.

Lieutenant Voscovic und Kapitän Rodinow stehen sich in der Kontrollbaracke gegenüber. Rodinow haut den Stempel auf das amerikanische „Manifest", auf die Liste der Reisenden.

Voscovic salutiert, verstaut die Liste sorgfältig wieder in seiner Tasche und begibt sich mit dem Sowjetoffizier hinaus auf den Bahnsteig.

Soeben dampft die ostzonale Lok, die den Zug bis hierher gebracht hat, davon.

Schweigend sehen die beiden Offiziere ihr nach, dann salutiert Voscovic noch einmal, auch der Russe legt die Hand an seine Tellermütze, und der Zugkommandant begibt sich zurück in sein Abteil.

Er bleibt vor den geöffneten Fenstern

stehen: „Sie sollten lieber die Fenster schließen", sagt er. „Wenn die andere Lokomotive nicht gleich kommt — und das ist schon vorgekommen —, wird es kalt im Zug werden."

„Oh", sagt Cowan maliziös, „uns ist nicht kalt, uns ist eher zu warm, Sir."

Ein Teenager wird wach, beugt sich zu der Abteilkameradin runter und weckt sie. „Merkst du was, Gene? Der Zug hält." Sie kriecht ans Fenster, versucht durch die Vorhänge zu schauen, schreit im nächsten Augenblick auf: „Oh, da sind Russen! Guck mal!"

Da wird auch die andere wach ...

In einem Abteil des Schlafwagens A wischt sich ein Zivilist den Schweiß von der Stirn, trinkt aus einer Taschenflasche Whisky und sagt zu seinem Gegenüber, der im Schlafanzug aus dem Fenster zu gucken versucht:

„Ich hasse diesen Zug ... Eines Tages werden die Russen hereinkommen und jeden einzelnen kontrollieren ... Und wir werden in irgendeinem Lager in Sibirien hören, daß Kennedy scharf dagegen protestiert hat ... Ich hasse es!"

„Beruhige dich, Pete", sagt der andere. „Du bist seit acht Jahren Amerikaner. Niemand wird dich aus einem amerikanischen Militärzug holen!"

An einem Fenster des Speisewagens steht der dicke Koch William Doe und schält sich mit provozierender Gelassenheit eine Apfelsine. Die Schalen fallen lautlos auf den Bahnsteig, sozusagen vor die Füße eines der ostzonalen Transportpolizisten, der verbissen den Koch anstarrt. Zum Schluß grinst William Doe, sieht nach links und rechts und wirft dem Trapo die geschälte Apfelsine zu. Der fängt sie blitzschnell auf, dreht sich um und geht davon.

Im Abteil des Deserteurs herrscht Halbdunkel. Der Ex-Sergeant Scorbetti steht, mit erhobenen Händen, an Handschellen gefesselt, die durch das Gepäcknetz geschlungen sind, mitten im Raum und starrt durch einen Spalt des herabgelassenen Vorhangs. Er starrt unverwandt auf einen MP-Mann draußen auf dem Bahnsteig, der sich nur umzudrehen braucht, um Scorbettis Gestalt im Abteil zu sehen.

Scorbetti nagt unaufhörlich an seiner Unterlippe. Er hat wohl die Hoffnung noch nicht aufgegeben.

Lieutenant Colonel Abramson liegt mit gefalteten Händen auf dem unteren Bett seines Abteils und schläft lautlos, mit leicht geöffnetem Mund. Auf dem oberen Bett liegt schlaflos seine nicht mehr ganz junge Frau und spielt mit ihrer Siamkatze, die in einem eleganten Käfig hockt und leise vor sich hin schnurrt.

Plötzlich hebt Mrs. Abramson den Kopf mit den Lockenwicklern im Haar und lauscht ...

Von der Gegenseite, aus Westdeutschland, kommt langsam ein langer D-Zug in den Bahnhof Marienborn eingelaufen und hält auf dem Nebengleis. Auf seinen Zugschildern steht „Köln — Magdeburg — Berlin-Zoologischer Garten — Berlin-Ost".

Der Zug ist hellerleuchtet, und kaum ist er zum Stehen gekommen, da brüllt die Lautsprecherstimme los: „Marienborn — Grenzkontrolle — Reisende nach Berlin haben ihre Ausweise bereitzuhalten — —!"

Katy McElroy huscht durch ihr Abteil, wirft dem Kranken David O'Mally, der zu schlafen scheint, einen Blick zu und öffnet dann leise den herabgelassenen Roleau im Abteil.

Die Sicht auf den dicht daneben haltenden Interzonenzug wird frei. Sie sieht, wie alle Reisenden — der deutsche Zug ist ziemlich voll — nach ihren Ausweisen greifen und beklommen ein paar Trapos und Vopos entgegenstarren, die den Zug bestiegen haben und sich die Pässe ansehen und die Koffer öffnen lassen und darin herumwühlen.

Auch die Gesichter der Teenager erscheinen an einem Fenster, starren hinüber, sehen ein ähnliches Bild in dem deutschen Zug. Die Teenager wispern kopfschüttelnd miteinander. Ihr Fenster ist geöffnet, und als sich eines der Mädchen jetzt etwas weiter hinausbeugt, sieht es, daß sich in dem schmalen Zwischenraum zwischen den beiden Zügen eine relativ große Anzahl bewaffneter Trapos und amerikanischer Militärpolizisten gegenüberstehen. Alle achten darauf, daß nicht etwa ein Deutscher in den amerikanischen Zug einzusteigen versucht.

Einer der Trapos hat jetzt die zerbrochene Fensterscheibe in dem Militärzug bemerkt und macht einen Kollegen, der ein paar Schritte weiter steht, darauf aufmerksam. Beide sehen sich flüsternd die von innen verhängte Scheibe an.

Vor der offenen Rolltür des Packwagens taucht das Gesicht eines Vopos auf. Der Mann tritt neugierig ein wenig näher und streckt den Kopf herein. Aber augenblicklich ist ein MP-Mann da, der ruckartig die Rolltür vor dem schnell zurückweichenden Vopo zuknallt.

Aus dem Abteil, in dem ein halbes Dutzend pokernder GIs zusammensitzt, windet sich ein junger Soldat hervor, zieht dabei seine Uniformjacke an und vertritt sich auf dem Gang ein wenig die Beine. Er begegnet den scharfen, wachsamen Augen des MP-Mannes Hoffield, der auf dem Bahnsteig vor dem Abteil des Deserteurs steht, er folgt dem Blick Hoffields und begreift plötzlich. Pantomimisch gestikulierend, wie vor einem heißen Eisen, tänzelt der GI an der ominösen Abteiltür vorbei und tritt an das Schlußfenster des Zuges, hinter dem die schnurgerade Gleisstrecke nach Berlin in der Dunkelheit verläuft. Sinnend sieht er hinaus ...

Weit hängt der Oberkörper Hartford B. Cowans aus dem Zugfenster. Er ruft: „Sie kommt! Es geht weiter!" Hinter ihm stehen auf dem Gang die Woomseys, die Witwe, ein junger Offizier, der mit Katy geflirtet hat, und Schlafwagenkellner Heinz Weber, der gerade Wechselgeld für eine Flasche Bier zurückgibt. Und in demselben Augenblick tritt auch Katy wieder aus ihrem Abteil. Alle starren aus dem Fenster.

Und tatsächlich ist jetzt ein Licht zu sehen, darüber Dampfentwicklung: die westdeutsche Lokomotive aus Helmstedt schiebt sich langsam an die Spitze des Zuges heran. Schon stehen Eisenbahnarbeiter bereit, die Lok am Militärzug anzuschließen.

Da kommt quer über die Gleise ein Eisenbahner gelaufen, der wild mit den Armen rudert und schreit: „Halt! Halt! Stop!"

Und hinter ihm stiefelt ein sowjetischer Offizier her, gefolgt von einem zweiten, der sich beeilt aufzuschließen. Die Arbeiter an der Lok warten verwirrt ab.

Die russischen Offiziere rufen etwas, dann ändern sie — während der Eisenbahner die Arbeiter erreicht hat und aufgeregt auf sie einspricht — ihren Weg und kommen direkt auf den ersten Schlafwagen zu.

Sergeant Torre von der Militärpolizei, der vor dem Trittbrett des Schlafwagens steht, wird von dem ersten Sowjetoffizier auf englisch angesprochen: „Wo ist der Kommandant Ihres Zuges? Wir möchten ihn sprechen!"

Während Sergeant Torre sich gleichmütig in den Schlafwagen begibt und Lieutenant Voscovic herausholt, warten die Russen. Mit schnellen Schritten nähert sich jetzt auf dem Bahnsteig auch Kapitän Rodinow.

An den Fenstern hängen Cowan, Katy, die Woomseys und der junge Offizier. Katy und Cowan sehen sich ahnungsvoll an.

Jetzt springt Lieutenant Voscovic aus dem Zug.

Die russischen Offiziere verlangen seine Passagierliste noch einmal zu sehen.

Wieder verschwindet Lieutenant Voscovic im Zug, um sie zu holen.

Als ahnten die Reisenden schon etwas, öffnen sich nun noch mehr Fenster in den beiden Schlafwagen, und neugierige Gesichter erscheinen.

Die beiden ersten russischen Offiziere flüstern mit Kapitän Rodinow. Einige Sowjetsoldaten mit aufgepflanzten Bajonetten stehen auf einmal, wie aus dem Boden gewachsen, bei der Gruppe.

Cowan flüstert Katy zu: „Die Russen haben Wind bekommen. Ich weiß nicht woher — aber sie wissen's! Passen Sie auf, was jetzt passiert!"

Fortsetzung folgt in der nächsten 

Der Untergang der Cap Arcona





Als die britischen Flugzeuge endlich und endgültig über der Bucht von Neustadt abdrehen, liegt unter ihnen eine Hölle, in der 7000 Menschen sterben müssen. Das Gewitter zieht ab, aber der Wind treibt neue Regenwolken zusammen. Die Sicht ist schlecht. Die brennenden Schiffe liegen im Wasser wie leuchtende Inseln, grellrote Illumination des Grauens.

Funkoffizier Christian Straff hängt am Tau, in der Mitte zwischen Bord und See. Möhrenkopf, sein Maat, läßt ihn vorsichtig hinunter, wo eben das letzte und einzig intakte Rettungsboot die geflüchteten Totenkopfleute erschlug.

Einige treiben mit zerschmetterten Gliedern im Wasser; andere kommen hoch, benommen, verletzt. Im Wasser treibende Häftlinge, die um ihr eigenes Leben kämpfen, sehen sie, und der Haß, der sich in langen Jahren staute, bricht durch. Wracks mit kahlen Köpfen stürzen sich auf die Überlebenden, zu zweit, zu dritt, drücken sie nach unten, haben noch einmal Kraft, ein letztes Mal, und ertränken ihre Mörder wie tollwütige Hunde.

Das Seil rutscht nicht weiter.

Christian Straff schätzt die Entfernung: zehn, fünfzehn Meter. Er würde den Sprung wagen, aber er müßte mitten in eine Gruppe schwimmender Häftlinge springen und will sie nicht gefährden.

Er starrt zu dem Mädchen mit dem Kopftuch hin, zu Jutta. Und sieht erleichtert, daß sie mit den Armen rudert, daß sie lebt.

Der Tumult an Bord der „Cap Arcona“ ist unbeschreiblich. Lebende trampeln über Verwundete. Tote blockieren den Weg. Das Feuer breitet sich aus wie eine Seuche. Die Deckplatten glühen wie Heizkörper; farblos zuerst, dann hellrot. Aber sie lassen sich nicht abstellen. Und Verwundete, Menschen mit zerfetzten Beinen, mit zuckenden Gesichtern, Stöhnende, Sterbende, Verlorene, schleppen sich mit letzter Kraft weiter, kriechen ein paar Meter noch, bleiben liegen und starren mit weiten, leblosen Pupillen ihrem wie Lava heranbrodelnden Tod entgegen.

Unter ihnen, eingekeilt von Häftlingen, ist Dreiling, der Vogelkopf. Sein linker Arm ist zerfetzt, sein Oberschenkel durchschossen. Er erkennt Häftlinge vom Selbstschutz Melbers, die versuchen, aus dieser Legion der Verdammten einige auszusieben, die vielleicht noch zu retten sind.

„Nimm mich mit, Kumpel“, hängt sich der Vogelkopf an die Beine des Häftlings Gladon.

Der Engländer zögert kurz.

„Komm“, nimmt ihn Melber am Arm.

„Bitte . . .! Bitte!“ keucht, brüllt Dreiling. „Ich hab euch Wasser gegeben, ich hab . . . ich hab . . .“

Melber spürt seinen Speichel im Mund. Er schmeckt nach Galle, nach Blut. Er sieht den Vogelkopf vor sich, wie er die Häftlinge in der Quarantäne-Baracke mit Spritzen in den Tod schickte, wie er den grünen Kapo umlegte, die rauchende Pistole einsteckte und mit fahlem Grinsen stolz kommentierte: „Blattschuß, von hinten durch die Brust ins Herz.“ Er sieht jetzt diesen flehenden, hilflosen, heulenden Hauptscharführer, sieht das Zögern seines Kameraden Gladon, sieht die anderen Verwundeten, bei denen vielleicht weniger zu machen ist als beim Vogelkopf — und da überwältigt ihn der Haß ein letztes Mal.

„Laß dieses Schwein verrecken!“ zischt er den Engländer an und zieht einen hilflosen Häftling vom glühenden Rost.

Die Überlebenden an Oberdeck sind, seit sie die Flucht der Totenkopfleute verfolgten, nicht mehr zu halten. Einige springen über Bord und landen mit zerschmetterten Köpfen am Schlingerkiel.

Plötzlich kommt ein Holländer auf eine Idee, reißt ein paar Leute mit, noch einmal zurück in den Speisesaal, in den Rauchsalon, in das Kinderzimmer, in die Bar, in den Musiksaal. Und was diese ausgemergelten Gestalten tragen können an hölzernem Mobiliar, schleppen sie nach oben.

Die Schwimmwesten, mit denen noch Hunderte von Menschen zu retten wären, hatte gestern SS-Sturmbannführer Langenfritz wegen Fluchtgefahr wegnehmen lassen. Sie sind verbrannt. Vielleicht halten Schränke, Tische, Bänke und Stühle die Schiffbrüchigen so lange über Wasser, bis Rettung vom Ufer her kommt, das die Engländer längst besetzt haben.

Einer beginnt.

Die anderen folgen ihm in blinder Panik.

„Seid ihr verrückt?“ brüllt Maat Möhrenkopf, der seinen Kaleu Christian Straff noch immer am Tau hat. „Seid ihr wahnsinnig . . .? Ihr Idioten, ihr . . .“

Der Sturm geht über ihn hinweg.

Bänke, Schränke und Tische kullern nach unten wie Fallobst, schwere, massive Holzstücke. Sie fallen an Straff vorbei, der die Schneidezähne in die Unterlippe bohrt und zusieht, wie die plumpen Möbelstücke nach unten prasseln und alle erschlagen, die hilflos im Wasser treiben.

Keiner hört ihre Schreie, sieht ihre Angst.

Jutta, denkt der Funkoffizier und sieht den schweren Schrank, zwei, drei Meter bevor er aufschlägt, wie gezielt auf das Kopftuch.

Christian Straff läßt das Seil los und springt nach unten.

Von Jutta ist nichts mehr zu sehen.

Er sucht und sucht.

Endlich haben sie an Oberdeck das Bombardement eingestellt . . .

★

Der Häftling Nummer 8773, der für seine Kameraden von der „Cap Arcona“ Hilfe holen sollte, der frühere Kaleu Fährbach, trieb jetzt schon eine Stunde

im Wasser und war am Ende. Er hatte die Richtung gehalten so gut es ging. Aber er konnte nicht mehr. Die Strömung trieb ihn ab, hin und her, nach vorne und zurück. Seine Schwimmweste trug ihn nicht mehr, sie hatte Luft verloren, und er mußte nachhelfen.

Er lag auf dem Rücken. Er ergab sich. Die Wellen peitschten ihn nicht mehr, sie wiegten ihn sanft in den Tod. So schön ist das, dachte er mit verdämmernden Sinnen, so leicht, so einfach?

Er treibt auch nicht mehr in der Bucht von Neustadt, er ist zu Hause. Marion sitzt neben ihm, so nahe, daß er den Duft ihrer Haare riechen, in ihre dunklen glänzenden Augen sehen, ihre hübschen, brünetten Haare streicheln kann. Er sieht ihren Mund und hört ihre Stimme, die er am meisten an ihr liebt. Oder die Augen? Oder die Haut? Er weiß es nicht. Er mag alles an Marion. Er liebt sie.

„Komm ...", sagt sie leise und erhebt sich. Und es sind wieder Flitterwochen, die nie enden würden, nie ...

Georg Fährbach ist in eine Gruppe Schiffbrüchiger getrieben. Lebende neben Erschöpften, Ertrinkende neben Toten. Am gefährlichsten sind die Männer kurz davor. Sie klammern sich an die anderen, an die Kräftigeren, ziehen sie mit hinab.

Fährbach ist hellwach. Weg von denen, sagt er sich. Keinen Kampf mehr, ich bin zu erschöpft, und gleich ist die letzte Luft aus dieser verdammten Schwimmweste, und ...

Er ist noch vier, fünf Meter weg. Er ergibt sich nicht. Er kämpft wieder und sieht in diesem Moment ein Schlauchfloß der Kriegsmarine, vermutlich von einem Schiff ausgeschickt, um Überlebende aufzufischen.

Es ist beladen bis obenhin.

Georg Fährbach sieht das Rudel der Schiffbrüchigen, die sich mit letzter Kraft an die Schlaufen hängen, die das Schlauchfloß nach unten ziehen müssen. Er sieht, wie die Retter und Geretteten mit langen Stangen auf die Häftlinge im Wasser einschlagen, auf ihre Köpfe. Es ist schauerlich, unmenschlich, aber es bleibt ihnen keine andere Wahl. So wenigstens können sie die Menschen im Schlauchboot retten, während sonst alle ertrinken müßten.

Georg winkt ihnen zu, aber es ist sinnlos. Schade um die Kraft, überlegt er. Wieso sollten sie mich auffischen, wenn sie die anderen am Boot erschlagen?

„Stop!" ruft ein Matrosengefreiter. „Das ist doch einer von uns."

„Ausverkauft", flucht ein Maat. Aber er sieht zu Fährbach hin, der die blaue Uniform trägt, die ihm Christian verschaffte und mit der er flüchten wollte.

Sie rudern das Schlauchboot zu ihm hin. Gerade als Georg sich wieder in den Tod fügen will.

Er merkt, daß sie ihm zu Hilfe kommen.

Sie greifen nach seinem Arm.

Er ist zu schlapp, um nachzuhelfen.

Zu dritt hieven sie ihn hoch. Fährbach fällt um wie ein nasser Sack, ist bewußtlos.

Er kann nicht mehr erfassen, daß ihn die Uniform seines Freundes rettete ...

★

So verzweifelt Christian Straff auch nach Jutta sucht, er kann sie nicht finden. Sie ist tot. Die Strömung treibt sie ab. Und so bleibt dem Funkoffizier wenigstens erspart, sie noch einmal zu sehen.

Er trägt eine Schwimmweste und hat damit eine Chance zu überleben. Aber er ist eingekeilt von Ertrinkenden. Sie hängen sich an ihn, zu zweit, oft zu dritt. Sie ziehen ihn nach unten.

Christian wird vom Wasser überspült, spuckt. Die trübe Brühe nimmt ihm den Blick. Seine Augen sind rotgerändert. Es bleibt ihm keine Wahl. Er boxt sich durch. Er schlägt nicht blindlings um sich, wie sich die Hilflosen an ihn hängen, er drischt sie gezielt zusammen: mit der Handkante an die Schläfe, mit der Faust an das Kinn. Es ist ihm so, als ob er sich jedesmal selbst träfe. Aber es heißt: rette sich, wer kann ...

Und er kann sich retten, da er eine Schwimmweste hat, da er kräftiger ist als die armen Teufel, die nach jahrelanger Haft nicht begreifen wollen, daß

Wort-Anzeigen

von REVUE-Lesern für REVUE-Leser

Wortanzeigen von REVUE-Lesern für REVUE-Leser (Heirat, Briefwechsel, Hobby, Haustiere, Verschiedenes) kosten **je Wort DM 2,— und sind im voraus zahlbar.** Der Anfang (bis zu 3 Worten) wird ohne Aufschlag fett gedruckt. **Chiffregebühr: Inland DM 2,–, Ausland DM 5,–.**

Gewerbliche Ankündigungen können unter dieser Rubrik nicht veröffentlicht werden. Ausgenommen hiervon sind Anzeigen von handelsgerichtlich eingetragenen Eheanbahnungsinstituten. Stellenanzeigen können in dieser Rubrik ebenfalls nicht veröffentlicht werden.

Chiffreanschriften kann der Verlag nicht bekanntgeben. Anfragen gehen an die Auftraggeber der betreffenden Chiffreanzeigen.

Der Verlag übernimmt keine Haftung für rechtzeitige Weiterleitung von Offerten oder deren Inhalt (Fotos, Dokumente usw.). Der Auftraggeber verpflichtet sich jedoch mit Auftragserteilung, zurückverlangte Unterlagen binnen angemessener Frist zurückzusenden, andernfalls der Verlag nach wiederholter Reklamation berechtigt, aber nicht verpflichtet ist, die Anschrift des Auftraggebers bekanntzugeben.

Der Verlag behält sich das Recht vor, eingehende Offerten zur Ausschaltung von Mißbrauch des Chiffre-Dienstes zu Prüfzwecken zu öffnen. Die Weiterleitung von geschäftlichen Anpreisungen und Vermittlungsangeboten ist ausgeschlossen. Alle Zuschriften sind zu richten an

REVUE Anzeigenabteilung, 8 München 8, REVUE-HAUS

Apotheker, 33 Jahre, DM 1500,— Monatseinkommen, wünscht Heirat durch
Frau Dorothea Romba, Duisburg, Mercatorstraße 114, Ruf 2 03 40.

Brieffreundschaften vermittelt im In- und Ausland, Rudolf Kunau, Göttingen, Fach 748/R. Prospekt und Fotoliste kostenlos!

Selbst. Bauunternehmer und Baumeister, 58 Jahre, Witwer, größeres Vermögen in Haus- und Grundbesitz, bietet Einheirat durch
Frau Dorothea Romba. München 19, Leonrodstr. 20 — Ruf 6 08 96.

Ehewunsch. Wollen Sie zusammen das Glück erobern? Bin Ingenieur, 25 Jahre, sympathisch, ledig, und daher herzenseinsam. Ohne materielle Interessen, denn sehr gutes Einkommen und Wagen sind vorhanden. Näh. 0767,
Institut Horst BAUR, Post über: Stuttgart-S, Weißenburgstr. 2 A.

Nettes Münchner Kindl, 20/1,68, hübsch, liebreizend, rassiger Typ, gebildet, bei Heirat DM 50 000,— verfügbar, ferner Erbschaft von Geschäft, Grundbesitz und Vermögen in absehbarer Zeit, wünscht seriösen Ehepartner bis ca. 40 Jahre. Z - 39, Großeheanbahnung „Alpenland" Josef Irlinger, Bad Reichenhall, Tel. 36 93.

Eine herzensgute Gefährtin wäre der Wunsch eines Diplom-Ingenieurs, 36 Jahre, repräsentabel, ritterlich, in guter Position. CV 15564
Frilu, Inhaberin Frau Frida Lutz, Stuttgart-S, Liststraße 15.

Heiratssuchende! Originalgetreue „Ehepartnerwunschkarten mit Foto!" Institut Walter Polzin, 773 Villingen, Postf. 300.

Zwei Herzen — ein Glück, so wünsche ich mir meine Ehe. Bin 20jähriges Mädel, schlank, habe selbst Vermögen, Wagen usw. und suche nur die große Liebe. Näh. 0762,
Institut Horst Baur, Post über Stuttgart-S, Weißenburgstraße 2 A.

Wie könnte das Leben so viel schöner und reicher sein, wenn man es mit einem verstehenden und liebevollen Menschen gemeinsam erleben könnte. Mein größter Wunsch ist es, reifes Frauenherz glücklich zu machen, wenn ich nur das mir entsprechende „Du" finden könnte. Schon lange suche ich die Frau meines Lebens und hoffe sehr, daß „Sie" mir bald begegnet. Ich bin 50/1,75, in sehr guter Stellung mit hohem, gesichertem Einkommen, eigener Wohnung usw. und möchte eine Frau so gerne lieben und mit allem verwöhnen. Auch eine geschiedene oder verwitwete Frau würde bei mir ein neues Glück und Geborgenheit finden. Wen darf ich recht bald kennenlernen. Näh. Auskunft unter M/280 054 erteilt
Altmann GmbH., Hamburg 22.

Hübsches, schlankes 21jähriges Mädchen, aus guter Familie, sportlich, herzlich, vielseitig interessiert, mit schönem Einfamilienhaus, großem Garten, eigenem Wagen, ersehnt Neigungsehe mit sportinteressiertem, charaktervollem Gefährten, 23—35 Jahre. Näheres über „6254 RE" durch
„Frau Alice", Eheinstitut Denk, München, Aindorferstraße 93, Tel. 1 31 58

Weltweiten Briefwechsel vermittelt seit 17 Jahren A. M. Braun — RV — München 15, Lindwurmstraße 126 a.

Einheirat bietet 41jährige Geschäftsfrau, 1,66 groß, schlank, charmant, herzensgebildet, einem aufrichtigen, lieben Gefährten bis 55 Jahre, auch mit Kindern. Da gutgehendes Geschäft, elegante Wohnung, beste Verhältnisse vorhanden, entscheiden nur Sympathie und Zuneigung. Näheres über „6300 RE" durch
„Frau Alice", Eheinstitut Denk, München, Aindorferstraße 93, Tel. 1 31 58

Briefwechsel-Vermittlung WEDY — Braunschweig. (Rückporto!)

Junger Geschäftsmann, Inhaber mehrerer Betriebe, sucht kein weiteres Vermögen, sondern innige Liebe und seelische Verbundenheit mit herzensgebildeter, intelligenter Gefährtin, 18—26 Jahre, die er unendlich glücklich machen will. Er ist Junggeselle, 26/1,82, dunkler, sympathischer Typ, Flieger, Sporttaucher, hat Familiensinn, Herzenstakt, hohes Einkommen, Haus, Wohnung, Wagen. Näh. über „3684 RE" durch
„Frau Alice", Eheinstitut Denk, München, Aindorferstraße 93, Tel. 1 31 58

WOHLHABENDE DEUTSCH-AMERIKANER, Männer u. Frauen jeden Alters, wünschen deutsche Ehepartner. Probeliste diskret, unverbindlich gegen Freikuvert. (Keine Vermittlergebühren!) AMERIKA-BÜRO, 148/731 Starnberg.

Recht bald mit einer reizenden, liebenswerten Frau vor den Traualtar zu treten ist mein größter Wunsch. Auf Liebe und Vertrauen aufgebaut, würde uns beiden ein wunderschönes eheliches Glück beschieden sein, nach dem ich mich nach einer großen Enttäuschung so sehr sehne. Geht es Ihnen nicht auch so — sehnen Sie sich nicht auch nach Liebe und gegenseitigem Verstehen? Ich würde alles dazu beitragen, daß wir beide glücklich werden. Ich bin 40/1,81, Akademiker in guter Position mit hohem Einkommen, Wagen usw., möchte Sie verwöhnen, mit Ihnen durch dick und dünn gehen, wenn ich nur die große Liebe erfahren darf, der ich bis jetzt noch nicht begegnet bin. Nähere Auskunft unter M/280 144 erteilt
Altmann GmbH., Hamburg 22.

Bankkaufmann, mittlere Reife, 57 Jahre, Witwer, eigene Wohnung, DM 1000,— Monatseinkommen, wünscht Wiederheirat durch
Frau Dorothea Romba, Hamburg-Winterhude, Opitzstraße 16 C, Ruf 27 20 15.

33jähriger Pilot, stattliche Erscheinung, DM 3000,— Monatseinkommen, Vermögen, Wohnung, Wagen, Grundbesitz, doch kontaktarm und herzenseinsam, ersehnt ohne materielle Interessen Liebesheirat mit warmherziger, häuslicher, reiselustiger Gefährtin, 18—28 Jahre, In- oder Ausland, die zärtlich und anpassungsfähig ist. Baldige Hochzeit bei inniger Liebe erwünscht. Wer beendet seine Einsamkeit? Näheres über „3378 RE" durch
„Frau Alice", Eheinstitut Denk, München, Aindorferstraße 93, Tel. 1 31 58

Im Sonnenschein des Lebens möchte ich mich nicht allein sonnen — sondern suche im Lebensherbst eine glückliche Zweisamkeit mit einer herzensguten und anschmiegsamen Frau, weil ich weiß, daß nur zu zweit das Glück im Leben vollkommen sein kann. Ich bin bereit, Ihnen viel Schönes auf dieser Welt auf gemeinsamen Reisen zu zeigen — und vor allem möchte ich Ihnen meine ganze Liebe und mein sehnsuchtsvolles Herz schenken. Ich bin 60/1,72, in sehr guter Position in glänzenden Verhältnissen, mit eigener Wohnung, Wagen usw. und in der Lage, uns ein sorgenfreies Leben zu ermöglichen. Darf ich auf ein baldiges Kennenlernen hoffen? Näh. Auskunft unter M/280 002 erteilt
Altmann GmbH., Hamburg 22.

Anmutige junge Dame, 21 Jahre, aus Geschäftskreisen, mit Aussteuer und Vermögen, wünscht Liebesheirat. LV 15533, Frilu, Inhaberin Frau Frida Lutz, Stuttgart-S, Liststraße 15.

EINSAM? Fordern Sie gratis das 50seitige bebilderte Angebot von Deutschlands größtem Institut für Ehevermittlung mit dem größten Klientenkreis — somit der größten Partnerauswahl! Versand in verschlossenem Umschlag ohne Absender.
ALTMANN GmbH., Abt. IA/38, Hamburg 22.

An REVUE, Anzeigenabteilung, 8 München 8, REVUE-HAUS.

Bitte veröffentlichen Sie nachstehenden Text als Wort-Anzeige (je Wort DM 2,—; Chiffre: Inland 2,—, Ausland 5,—) in der nach Eingang meiner Zahlung nächsterreichbaren Ausgabe.

....

....

....

Die Anzeige soll mit meinem Namen / unter Chiffre erscheinen. (Nichtzutreffendes bitte durchstreichen)

Name: ....

Wohnort: .... Straße: ....

....

Den Betrag von DM .... überweise ich gleichzeitig auf Ihr Postscheckkonto München 60 84 (KINDLER UND SCHIERMEYER VERLAG AG), Stichwort: „Wortanzeige"

Bitte an Lesezirkelleser: Nicht ausschneiden, sondern Postkarte einsenden.

Cap Arcona

die Freiheit, von der sie träumten, mit ihrem Tod beginnt.

Die „Cap Arcona" saugt sich mit Wasser voll wie ein Schwamm. Das Feuer wälzt sich breit über die Decks. Mittschiffs qualmt der graue Koloß wie eine riesige Fackel.

Christian denkt an Jutta und will aufgeben. Er spürt die ganze Verzweiflung. Er überlegt, ob wenigstens Georg durchgekommen ist. Vielleicht, denkt er, gibt es für den Freund und Marion nach allem noch so etwas wie ein Glück, vielleicht... Er fragt sich, warum er eben noch mit wuchtigen Schlägen gegen die Panik vorging.

In diesem Moment sieht er den Sturmbannführer Langenfritz. Er liegt bäuchlings auf einem Tisch, hat ein Holzbein abgebrochen und schlägt wild auf alle ein, die sich an ihn heranarbeiten wollen.

Mit zwei kräftigen Stößen ändert Christian die Richtung. Er schwimmt von hinten an den Mann heran, der ihn hängen wollte.

Den Mann, der für eine Unzahl von Verbrechen verantwortlich ist.

Den Mann, der gestern den Häftlingen die Schwimmwesten wegnahm.

Den Mann, der seinen Kapitän Bertram mit der Pistole bedrängte.

Langenfritz merkt, daß einer versucht, von rückwärts an ihn heranzukommen. Er rudert den Tisch, auf dem er liegt, auf die andere Seite.

Im gleichen Moment taucht Christian Straff unter, schwimmt an ihn heran, wirft im Auftauchen den Tisch um.

Der Sturmbannführer kullert in das Wasser und schießt sofort wieder hoch, sucht mit verzerrtem Gesicht den Angreifer, erkennt Straff.

„Sie Schwein!" keucht er.

„Ich, Herr Sturmbannführer." Der Funkoffizier modelliert die Worte genüßlich zwischen den Zähnen. „Sie hätten nicht davonlaufen sollen vor den Tieffliegern, Herr Sturmbannführer!" Er wischt sich die Haare zurück. „Sie hätten mich noch aufhängen sollen, Herr Sturmbannführer!" Er spuckt das Wasser aus und schreit: „Sie sind reif, Herr Sturmbannführer!"

Christian Straff stürzt sich mit einem Satz auf Langenfritz, greift ihn am Kopf, würgt ihn am Hals.

Der Mann wehrt sich, schlägt zurück. Auch er trägt eine Schwimmweste, die sie immer wieder hochbringt.

Sie schlagen und drosseln bis zur Erschöpfung. Sie sind blind für alles, was um sie herum vorgeht, und sie hassen mit einem Atem.

24 Stunden später werden sie aufgefischt — tot, und jeder hat die Hand an der Kehle des anderen...

Auf der „Cap Arcona" bleibt dem Selbstschutz der Häftlinge nichts anderes mehr übrig, als zu versuchen, selbst zu überleben. Melber läßt die Toten und Leichtverwundeten über Bord werfen. Mittschiffs ist nichts mehr zu tun. Es ist sinnlos, Verwundete zu bergen, denn das Feuer versperrt sämtliche Zugänge zu den Lazaretts.

Die Überlebenden drängen sich auf dem Vorschiff zusammen. Der Wind hat gedreht und bläst das Feuer in die andere Richtung, so daß es noch einmal einen Aufschub gibt. Für eine Stunde, für zwei, oder noch länger. Melber weiß es nicht, aber ein paar mit ihm eingeschlossene Matrosen überzeugen ihn, daß das Wrack der „Cap Arcona" nicht so rasch sinken wird.

Der heimliche Lagerleiter überlegt: in das Wasser springen? Glatter Selbstmord. Keiner hat eine Schwimmweste. Und was mit den Verzweifelten geschah, die in blinder Panik absprangen, hat Melber vom Oberdeck aus verfolgt. Es ist unwahrscheinlich, daß auch nur einer durchkam.

Melber versucht ein letztes Mal, wenigstens einen Niedergang zu den unteren Lazarettdecks zu löschen. Aussichtslos. Die Hitze wabbert ihnen entgegen, treibt ihnen die Tränen in die Augen, versengt ihnen die Haut.

Es ist unvorstellbar, was unten sich abspielt. Im Behelfslazarett in den Maschinenräumen waren die Häftlingsärzte, die Dr. Corbach assistierten, zunächst froh, als die Verbindung abriß. Sie hatten die Verwundeten oft schon zu zweit, zu dritt übereinander gestapelt, und die Raumnot schloß jede geordnete Hilfe aus. So versorgten sie nach dem Gesetz des Zufalls, wer ihnen gerade in die Hände kam. Jetzt, da keine neuen Verletzten herangeschafft wurden, konnten die Samariter wenigstens die Toten von den Sterbenden trennen und so Luft schaffen.

Dr. Corbach, der schlanke, kleine Schiffsarzt, arbeitete schweigend. Wieder sieht er aus wie ein Gelehrter, den die Uniform nicht maskieren kann; und wieder mißlingt es seiner randlosen Brille, die Güte wie die Verzweiflung seiner Augen zu tarnen. Er tat, was er konnte. Er schuftete mit zehn Händen. Seine Autorität übertrug sich auf seine Helfer und auf seine Patienten.

„Wollen Sie nicht endlich gehen?" sagte ein österreichischer Häftlingsarzt zu ihm.

Dr. Corbach betrachtete ihn ohne zu begreifen.

„Warum?" fragte er ruhig.

„Sie hätten doch eine Chance mit Ihrer Marineuniform. Sie werden doch leichter aufgefischt als wir."

„Aufgefischt?" fragte er und horcht seiner Stimme nach. „Wozu?" Er deutete auf seine Patienten. „Und was wird aus ihnen?"

Die Hitze loht in den Raum, macht ihn zum Dampfkessel. Der Schweiß läuft ihnen über das Gesicht. Die Helfer erfassen, was ihnen bevorsteht, daß es keine Rettung gibt, keinen Ausstieg; daß die Flammen immer näher rücken, auf die Verwundeten und die Samariter zu, und daß es die Patienten noch leichter haben werden, denn ihr angeschlagenes Leben endet rascher.

Ein paar brechen weinend zusammen. Die Hilfeleistung muß sowieso eingestellt werden, weil weder Verbandszeug noch Medikamente da sind.

Dr. Corbach richtet sich auf. Er ist noch immer ruhig, sachlich. Er scheint wie losgelöst von seinem eigenen Schicksal, obwohl er irgendwo eine Frau hat, Kinder. Vielleicht denkt er in diesem Moment zurück, zwanzig Jahre, steht wieder in der Aula, hört die Stimme des Professors: „Sie haben sich den schönsten und kühnsten Beruf ausgewählt. Sie werden ein Leben von Siegen und Niederlagen haben, und sie werden, wenn sie nicht meineidig im Sinn des Hippokrates werden wollen, immer und zuerst an die Menschen denken, denen sie helfen müssen, und dann erst an sich..."

Helfen, überlegt Dr. Corbach. Die letzte Morphiumpackung ist angebrochen. Er verfügt noch über fünf Ampullen.

Neben ihm stöhnt ein verletzter SS-Mann. Die Häftlinge wollten ihn liegen lassen. Aber er schleppte sich mit barbarischer Kraft zum Lazarett, und als Dr. Corbach ihn sah, versuchte er auch ihm zu helfen.

Der Schiffsarzt sieht sich um. Er muß die letzten fünf Ampullen gezielt verteilen. Vier Menschen schenkt er tiefe Bewußtlosigkeit. Sie werden unbewußt sterben.

Der fünfte soll er selbst sein.

Dr. Corbach entblößt sich den Arm. Dann sieht er die bittenden, flehenden Augen des SS-Manns. Einen Moment kämpft er mit sich. Soll er einem dieser Unmenschen, die für das, was alles hier geschah, verantwortlich sind, noch helfen? Auf Kosten eines anderen, den man bis vor einer Stunde noch peinigte, schlug, mit dem Tode bedrohte?

Der Arzt begegnet noch einmal dem Blick und nickt. Er setzt die Kanüle an, injiziert Barmherzigkeit.

Der Dampf dringt ein und beendet nicht nur die letzte Hilfe, sondern auch die letzte Sicht.

Erst jetzt greift Dr. Corbach zur Pistole. Keiner hört mehr den Schuß, mit dem der mutige, kleine Schiffsarzt auf verlorenem Posten endet...

Georg Fährbach ist an Land. Englische Soldaten mit dem flachen Stahlhelm halten ihn für einen Marine-Angehörigen und wollen ihn einer Kolonne Gefangener zuteilen.

„Sie müssen helfen", sagt Fährbach, „ich war ein Häftling . . . ich . . ."

Der Tommy schüttelt den Kopf. Er hat Befehle und weiß Gott, was diesen Krauts alles einfällt.

Fast 60 Häftlinge in Zebra-Kleidung wurden aufgefischt und stehen am Ufer. Einige erkennen jetzt ihren Kameraden Fährbach und stellen den Irrtum klar. Den Rest besorgt das gute Englisch, das der frühere Marineoffizier spricht.

Neustadt ist seit zwei Stunden besetzt. Verschleppte Arbeiter zogen aus allen Richtungen in die Stadt. 15 000. Ihr Siegestaumel muß sich austoben. Sie plündern Geschäfte. Die Engländer stehen dabei und unternehmen nichts. Sie wissen noch nicht, daß ihre Flugzeuge für den grausamen Tod in der Neustädter Bucht verantwortlich sind. Sie glauben, daß die deutsche Besatzung die Schiffe sprengte und die Häftlinge so zu Tausenden ermordeten. Bis sie den Irrtum erkennen, verhängen sie Sanktionen über die Stadt, verbieten den Ausgang der Zivilbevölkerung.

Gegen 20 Uhr kentert die „Cap Arcona". Sie fällt zur Seite, aber sie bleibt liegen. Die Brände an Oberdeck weisen der Motor-Barkasse, mit der sich Georg Fährbach zusammen mit einigen Marineleuten vorsichtig an das Wrack heranarbeitet, den Weg.

Eine halbe Stunde weiter bergen sie die Überlebenden.

Es sind 89.

89 von Tausenden.

Unter ihnen sind Melber, Gladon und Möhrenkopf . . .

★

Das Wrack der „Cap Arcona" brennt, quer im Wasser liegend, noch drei Wochen. Selbst nach Monaten entzünden sich noch einmal Ölrückstände. Es ist, als wolle das zerbombte Luxusschiff die Menschen immer wieder an das unfaßbare Drama vom 3. Mai 1945 erinnern.

400 bis 500 Überlebende werden, zum größten Teil mit schweren Brandwunden, aufgefischt und in den Lazaretten von Neustadt untergebracht. Nach Tagen, nach Wochen noch treibt die Strömung Leichen an Land. Noch im Jahre 1954 finden spielende Kinder ein Massengrab mit neun Skeletten.

Für die Toten wurde ein eigener „Cap Arcona"-Friedhof geschaffen. Die Überlebenden errichteten — unterstützt von der Stadtverwaltung von Neustadt — ein schlichtes Ehrenmal für die Opfer des furchtbaren Tages. In weißen Buchstaben sind die Namen von 25 Nationen um die nüchterne Zahl 7000 eingemeißelt. Noch heute versucht man, die Toten zu identifizieren.

Unter den Trauergästen, die Jahre nach der Katastrophe das Denkmal für die „Cap Arcona"-Toten einweihen, ist Georg Fährbach. Der frühere Häftling Nummer 8773 fährt heute wieder als See-Offizier der neuerstandenen Handelsmarine auf den sieben Ozeanen.

ENDE

REVUE Horoskop

Vom 7. Mai bis 13. Mai 1962

WIDDER: 21. 3. — 20. 4.

21.—31. III. Eine sehr positive Woche unter günstigem Merkureinfluß. Vorteilhafte Einkäufe, angenehme Besuche, kleine Reisen oder Ausflüge. Sie sind sehr beweglich und voll Schwung.
1.—10. IV. Lebensfreude und Unternehmungsgeist zeitigen beruflich wie privat gute Resultate. Große Leichtigkeit in der Bewältigung Ihrer täglichen Pflichten. Gutes Einvernehmen mit den Menschen Ihrer Umgebung. Besuche von auswärts.
11.—20. IV. Optimismus und Fröhlichkeit schaffen eine gute Atmosphäre. Eine private Angelegenheit nimmt eine erfreuliche Wendung. Nehmen Sie das Gute, wo es sich bietet, und kommen Sie nicht auf vergangene Schwierigkeiten zu sprechen.

STIER: 21. 4. — 20. 5.

21.—30. IV. In vielen Dingen ist nun eine Klärung eingetreten. Es hängt nun viel von Ihrer Einstellung ab. Seien Sie optimistisch und versuchen Sie nichts zu erzwingen.
1.—10. V. Neptun kann Sie diese Woche zur Unvorsichtigkeit verleiten. Lassen Sie sich nicht zu unüberlegten Äußerungen hinreißen, die Sie in Intrigen verwickeln könnten. Gönnen Sie sich heitere Stunden im Freundeskreis.
11.—20. V. Eine im allgemeinen günstige Woche. Angenehme Neuigkeiten, kleine Freuden und Genugtuung. Wichtige Beziehungen sollten Sie nun fester knüpfen. Für Liebende eine harmonische Zeit.

ZWILLINGE: 21. 5. — 21. 6.

21.—31. V. Kleine geschäftliche und berufliche Schwierigkeiten können mit Ruhe und Überlegung überwunden werden. Im Privatleben neue Eindrücke und Anregung durch interessante Begegnungen.
1.—10. VI. Eine sehr positive Woche. Konzentriertes, erfolgreiches Arbeiten. Geschäftliche und häusliche Verbesserungen. Neue Verbindungen und Anknüpfungen. Gute Freunde und Gönner. Glückstage sind Donnerstag und Freitag.
11.—21. VI. Uranus bringt Ihnen plötzliche und gute Ereignisse. Günstig für alle Fragen, die Eigentum, Grund- und Hausbesitz betreffen. Samstag nichts Wichtiges unternehmen!

KREBS: 22. 6. — 22. 7.

22. VI.—2. VII. Ein guter Mondeinfluß wirkt sich wohltuend auf Ihre innere Verfassung aus. Berufliche Erfolge. Günstig für Reisen und Auslandsbeziehungen. Angelegenheiten mit Behörden können reibungslos abgewickelt werden.
3.—13. VII. Gute berufliche Möglichkeiten. Doch drohen innere Unruhe und Depressionen, Ihre Entschlußkraft zu lähmen. Setzen Sie sich kräftig zur Wehr. Sie haben Gönner und Protektion.
14.—22. VII. Eine nicht ganz leichte Woche. Es fällt Ihnen schwer, sich auf Ihre Arbeit zu konzentrieren. Lassen Sie sich nicht zu sehr von einem familiären Problem bedrücken, das in der nächsten Zukunft seine Lösung finden wird.

LÖWE: 23. 7. — 23. 8.

23. VII.—2. VIII. Reibungsloses, erfolgreiches Arbeiten. In einer privaten Angelegenheit ist es zu früh, Entscheidungen zu treffen. Eine heikle Situation in der Liebe erfordert Ihr volles Verständnis.
3.—13. VIII. Ein guter Venuseinfluß gibt Ihnen frohe Stimmung und inneres Gleichgewicht. Günstig für Reisen. Vorteile durch Freundschaften und Protektion einflußreicher Personen. Gute Regelung wirtschaftlicher Fragen.
14.—23. VIII. Beruflich und privat eine erfolgreiche Zeit. Sie erfreuen sich großer Beliebtheit. Neue Verbindungen werden angeknüpft. Doch sollten Sie nichts überstürzen.

JUNGFRAU: 24. 8. — 23. 9.

24. VIII.—3. IX. Reiben Sie nicht im täglichen Kleinkampf Ihre wertvollsten Kräfte auf. Belanglosigkeiten lassen Sie manchmal das Ziel aus den Augen verlieren. Holen Sie Rat bei Freunden.
4.—13. IX. Ihre Umgebung macht Sie nervös. Sie neigen zu Ungerechtigkeiten, was sich zu Ihrem Nachteil auswirkt. Nehmen Sie eine großzügigere Haltung ein. Gute Einfälle lassen sich praktisch auswerten. Eine unerwartete Begegnung.
14.—23. IX. Ein guter Sonneneinfluß fördert Ihre Pläne. Erfolgreiche Zeit für Studien. Am Wochenende besteht die Gefahr kleiner Mißverständnisse. Auch in der Liebe dürfen Sie es Ihrem Partner nicht zu schwer machen.

WAAGE: 24. 9. — 23. 10.

24. IX.—3. X. Ein guter Merkureinfluß bringt Ihnen Vorteile, vor allem auf wirtschaftlichem Gebiet. Sie können mit unerwarteten Mehrverdiensten rechnen. Zwischen Freitag und Sonntag frohe Stunden für Liebende.
4.—13. X. Für künstlerische Berufe eine erfolgversprechende Periode. Günstig für behördliche Fragen und Schriftwechsel. Versuchen Sie Ihre Reizbarkeit zu unterdrücken, um auch im Privatleben Ihres Erfolges sicher zu sein.
14.—23. X. Plötzlich, angenehme Ereignisse. In einer persönlichen Angelegenheit ist eine günstige Wendung zu erwarten. Doch wäre es verfrüht, eine endgültige Entscheidung zu treffen.

SKORPION: 24.10.—22.11.

24. X.—2. XI. Durch einen guten Jupitereinfluß eine von Glück begünstigte Woche. Nützen Sie die guten Einflüsse zur Klärung Ihrer privaten Angelegenheiten. Doch Vorsicht mit neuen Vorschlägen und Bekanntschaften.
3.—12. XI. Nichts überstürzen! Auch eine zukunftswichtige Frage, die mit festem Besitztum zusammenhängt, will gut überdacht sein. Ein familiäres Problem sollte mit Takt gelöst werden.
13.—22. XI. Unerwartete Zwischenfälle und kleine Meinungsverschiedenheiten in der Familie. Bleiben Sie objektiv und fordern Sie keine Eifersucht heraus, die für eine dritte Person eine heikle Situation schaffen könnte.

SCHÜTZE: 23. 11. — 21. 12.

23. XI.—3. XII. Wirtschaftliche Probleme stehen im Vordergrund und geben Anlaß zu Auseinandersetzungen. Nehmen Sie keine Verpflichtungen auf sich, die Sie zu stark belasten könnten.
4.—13. XII. Ein guter Marseinfluß gibt Zielbewußtsein und Energie. Ihre Ideen haben Durchschlagskraft. Doch haben Sie in mancher Hinsicht starke Gegenströmungen zu überwinden. Auch sollten Sie sich finanziell nicht zu sehr engagieren.
14.—21. XII. Plötzliche erfreuliche Ereignisse in Verbindung mit Reisen oder in der Ferne weilenden Personen. Günstig für juristische und amtliche Angelegenheiten. Am Donnerstag und Freitag Glück in der Liebe.

STEINBOCK: 22.12.—20.1.

22. XII.—1. I. Geschäftliche Unternehmungen stehen unter guten Vorzeichen. Finanziell vorteilhaftes Zusammenarbeiten. Glückliche Hand in der Wahl Ihrer Mitarbeiter.
2.—11. I. Ein starker Marseinfluß macht Sie zwar sehr beweglich und tätig, aber auch nervös und unruhig. Bekämpfen Sie Momente des Mißtrauens und der Mutlosigkeit: Sie haben sehr gute Erfolgsmöglichkeiten. Heimliches Liebesglück.
12.—20. I. Ihre persönlichen Probleme finden glückliche, unerwartete Lösungen. Gehen Sie mit Schwung an die Dinge heran und nehmen Sie in allem eine großzügige Haltung ein. In Gefühlsdingen sollten Sie mehr Vertrauen zeigen.

WASSERMANN: 21. 1. — 18. 2.

21.—31. I. Eine von Glück begünstigte Periode, in der Ihnen sehr viel gelingen wird. Sie haben ausgezeichnete Möglichkeiten und werden Ihre Vorteile wahrnehmen. Auch Ihre Herzensangelegenheiten stehen unter einem guten Stern.
1.—11. II. Ein sehr günstiger Merkureinfluß bringt vorteilhafte Abmachungen und Verträge. Geschickte Verhandlungstaktik. Glück im Privatleben und sehr harmonische Liebesbeziehungen.
12.—18. II. Großer Energieeinsatz und Durchschlagskraft. Rasche und gute Erledigung wirtschaftlicher Fragen. Legen Sie eine Begegnung, die Ihnen am Herzen liegt, auf Montag. Für Liebende eine glückbringende Zeit.

FISCHE: 19. 2. — 20. 3.

19. II.—1. III. Durch eine sichere und bestimmte Haltung können Sie nun an Boden gewinnen. Sie haben es nicht notwendig, ängstlich zu sein. Alles nimmt eine gute Entwicklung.
2.—11. III. Ein guter Neptuneinfluß begünstigt Ihre geistige Betätigung. Aus einer depressiven Stimmung heraus drohen Meinungsverschiedenheiten mit einer geliebten Person. Es liegt an Ihnen, das gute Einverständnis aufrechtzuerhalten.
12.—20. III. Erfolge durch eigene Arbeit. Angenehme Veränderung in Ihrer Häuslichkeit. Günstige Zeit für Heilkuren. Am Wochenende sollten Sie sich von Ihrer Begleitung nicht nervös machen lassen. Wertvolle Freundschaften.

Die Glückspilze dieser Woche:



WIDDER

Eine positive Woche unter günstigen Einflüssen. Privat ist jetzt eine erfreuliche Wendung zu erwarten. Vorteilhafte Einkäufe.



LÖWE

Beruflich und privat eine erfolgreiche Zeit. Sie gewinnen Vorteile durch Freundschaft und Protektion einflußreicher Personen.



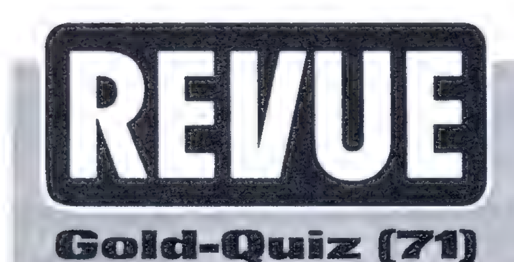
STEINBOCK

Ihre geschäftlichen Unternehmungen stehen jetzt unter günstigen Vorzeichen. Sie haben sehr gute Erfolgsmöglichkeiten.



WASSERMANN

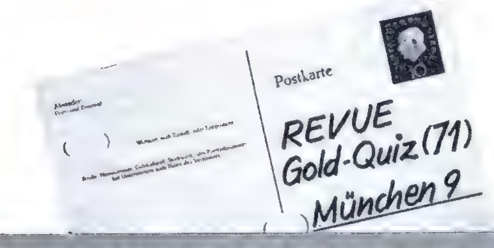
In dieser vom Glück begünstigten Woche wird Ihnen viel gelingen. Nehmen Sie jetzt Ihre Vorteile wahr, auch in der Liebe.



Gold-Quiz (71)

Wissen ist Gold wert

pures 24-karätiges Gold



So sieht die richtige Anschrift aus

In diesem Spiel werden in jeder REVUE drei Preisfragen gestellt, eine leichte — sie heißt QUIZ, eine mittelschwere — QUIZZER, und eine sehr schwere — AM QUIZZESTEN.

Jede Woche können Sie gewinnen:

Für QUIZ 1 Goldbarren von 10 Gramm • Für QUIZZER 1 Goldbarren von 20 Gramm • Für AM QUIZZESTEN 1 Goldbarren von 50 Gramm • Außerdem noch 50 wertvolle Bücher

Jede richtig beantwortete Frage kann Ihnen einen Gewinn bringen, und Sie können sich entscheiden, welche Frage Sie beantworten wollen. Selbstverständlich steht es Ihnen frei, auch zwei oder alle drei Fragen zu lösen. **Dann schreiben Sie Ihre Lösungen auf die Rückseite einer Postkarte, die Sie genauso adressieren, wie Sie es links abgebildet sehen.**

Gehen mehr richtige Lösungen ein als Preise vorhanden sind, werden die Gewinne ausgelost. Die Entscheidung des Preisgerichts ist unanfechtbar. Der Erwerb der REVUE zur Teilnahme ist nicht erforderlich. Gewinnern aus dem Ausland wird der Gegenwert in Geld ausgezahlt.

Einsendeschluß für REVUE-Gold-Quiz (71) ist der 14. Mai. Lösungen und Namen der Preisträger erscheinen in REVUE Nr. 22 vom 3. Juni 1962.

Im REVUE-Gold-Quiz Nr. 67 gewannen durch Auslosung: Für QUIZ: 1 Goldbarren von 10 Gramm: Kurt Wöhrl, Ravensburg/Wttbg., Mitteloeschstr. 39 — für QUIZZER: 1 Goldbarren von 20 Gramm: Elisabeth Altenrath, Köln-Kalk, Wiersbergstr. 35 — für AM QUIZZESTEN: 1 Goldbarren von 50 Gramm: Paul Sunkel, Heide/Holst., Joh.-Hinr.-Fehrs-Str. 6.

Richtige Lösung: für QUIZ: Kesselpauke, für QUIZZER: Posaune, für AM QUIZZESTEN: Konzertmeister.

Quiz

(die leichte Frage)

Der Mai ist gekommen, die Bäume schlagen aus, da bleibe wer Lust hat mit Sorgen zu Haus . . .

WIE LAUTEN DIE DREI NÄCHSTEN WORTE DIESES LIEDES?



Quizzer

(die mittelschwere Frage)

Alle 4 bis 5 Jahre kommt ein Maikäferjahr, dann wird die Zahl der ausgeschlüpften Jungkäfer zu einer wahren Waldplage.

WOVON ERNÄHRT SICH EIN MAIKÄFER?



am Quizzesten

(die schwere Frage)

Zur Bereitung einer Maibowle braucht man die Blätter eines Krautes, das hauptsächlich in Buchenwäldern wächst.

WIE IST DER NAME DIESES KRAUTES?



Schreiben Sie Ihre Lösungen nur auf eine Postkarte, auch wenn Sie zwei oder drei Fragen beantworten!

Maximilian - unser bestes Stück



Für die Festspiele in Cannes ist Carl Schells neuer italienischer Film „Eine Handvoll Feiglinge“ nominiert. Carls Zukunftspläne: er will sich, nach dem Vorbild der Mutter, auch als Regisseur versuchen



Für die Frauen ist „Oscar“-Preisträger Maximilian Schell, hier beim Tanz mit Romy Schneider, der Typ des begehrenswerten Mannes. Für Hollywoodstar Nancy Kwan ist er seit Monaten der „ständige Begleiter“. Doch auf einen Hochzeitstermin ließ sich Max noch nicht festlegen ...



Der dritte Enkel in der Schell-Familie ist Oliver-Christian. Mutter Maria Schell macht seit seiner Geburt Ferien vom Film. Vielleicht wird Oliver-Christian eines Tages zusammen mit den beiden Kindern von Carl Schell die Tradition der Künstler-Familie fortsetzen

Fortsetzung von Seite 16

Kein Wunder, daß Maria, Maximilian, Carl und Immy zur Bühne gingen. Das Künstlerblut ließ sich nicht verleugnen. Bei keinem der vier Geschwister. Heute spielen sie alle Theater, und alle drehen Filme. Die Mutter gibt Schauspiel-Unterricht, der Vater schreibt Bühnenstücke. Die Schell-Familie ist ein künstlerisches Phänomen. Man muß bis Amerika gehen, um ein Gegenstück zu finden. Dort sind es die Barrymores, die seit Generationen eine Schauspieler-Dynastie stellen. Der Schell-Familie gelang der erste große Wurf mit Maria. In Basel, Bern und Wien spielte sie Theater. Dann kam der Film. „Die letzte Brücke“ wurde ein Welterfolg.

Maria war ein Star geworden. Ihr Name und ihr Gesicht waren Millionen vertraut. In Tokio und Mannheim, in Durban und Genf. Millionen, die von der Existenz ihrer Schwester und ihrer zwei Brüder nichts wußten. Wer Schell sagte, meinte Maria — nur Maria!

Maximilian, der darunter ebenso zu leiden hatte wie seine Geschwister Carl und Immy, biß die Zähne zusammen und arbeitete. Zuerst am Stadttheater Basel. Dann kam er über die Bühnen in Essen, Bonn und Lübeck nach München. Dort erhielt er seine erste Filmrolle.

Aber man sprach kaum von ihm. Als er bei Gustaf Gründgens gastierte, fand ein Kritiker kein einziges Wort für die schauspielerische Leistung. Er verglich ihn nur beiläufig mit der Schwester. Mit Maria, versteht sich.

Denn Immy Schell hatte sich vorsorglich ein Pseudonym zugelegt. Sie nannte sich Nordberg. Kaum wurde bekannt, wer diese Edith Nordberg eigentlich war, da unterschob man ihr, sie segle unter falscher Flagge, um Maria zu überflügeln.

Maximilian fand seine Chance im amerikanischen Film. Er spielte in „Die jungen Löwen“ und dann in „Das Urteil von Nürnberg“. In diesem Film konnte er nur bestehen oder untergehen. Und Maximilian bestand. Für seine schauspielerische Leistung erhielt er den „Oscar“, den Nobelpreis des Films.

Ein neuer Stern ist am Filmhimmel aufgegangen. Ein Stern, der wieder den Namen Schell trägt, nur heißt er jetzt Maximilian.

In der Familie gibt es keinen Neid, nur Stolz und Freude: „Ist es nicht schön, daß es Maxl geschafft hat?“ sagte Maria zu REVUE.

Und Immy: „Mein Gott, ich bin so stolz, als hätte ich den ‚Oscar‘ selber bekommen!“

Bruder Carl: „Maximilian hat hart gearbeitet. Ich finde nicht einmal, daß der Verteidiger im Nürnberg-Film seine beste Rolle ist, aber er hat den ‚Oscar‘ redlich verdient!“

Mutter Margarethe aber strahlte: „Es geht doch gar nicht um den ‚Oscar‘. Es geht darum, daß Max als Schauspieler etwas geleistet hat!“

Das ist es. Die Geschwister Schell kritisieren sich gegenseitig schonungslos — aber liebevoll. Sie bekriegen sich nicht, sie spornen sich an. Leistung wird anerkannt. Man ist stolz aufeinander. Aber man geht doch seine eigenen Wege ...

Intime Revue

ELVIS PRESLEY zählt nicht zu den Prominenten, und das betrübt ihn tief. Trotz Millionen verkaufter Presley-Platten, trotz der neuen „weichen“ Gesangswelle haben ihn die Londoner Herausgeber des „Who is Who“ nicht in die letzte Ausgabe ihres Prominenten-Lexikons aufgenommen. Nur Bing Crosby und Frank Sinatra repräsentieren die amerikanische Sänger-Garde. Elvis kann die zwanzig Dollar für den Wälzer sparen. Da er ohnehin nicht drin steht, braucht er das Buch auch nicht in seine Bibliothek zu stellen ...

KARLHEINZ BÖHM ist auf dem besten Weg, eine männliche Liz Taylor zu werden. Auch seine zweite Ehe mit Gudula Blau ging jetzt in die Brüche. Zurück bleiben vier Böhm-Kinder, eins aus erster und drei aus zweiter Ehe. Die Burton-Rolle in der Böhm-Affäre spielt die aus Polen stammende Schauspielerin Barbara Lass, die einst mit Gudula gut befreundet war. Schon Monate, bevor die Scheidung beschlossen wurde, ließ sich Karlheinz nicht mehr bei Frau und Kindern in Lugano sehen. Seine sonderbare Rechtfertigung, die auch der Taylor zur „Ehre“ gereichen würde: „Für Liebe kann man sich nicht entschuldigen.“

ELMA KARLOWA ließ sich von dem Revolver, der als Schutz gegen Räuber und Einbrecher auf ihrem Nachttisch liegt, zu ihrem ersten Kriminalroman inspirieren. Vielleicht macht Elma als Schriftstellerin Karriere, nachdem ihr Filmruhm ziemlich schnell verblaßte. An der nötigen Phantasie fehlt es ihr bestimmt nicht. Auch ein Quentchen der Handlese-Kunst, von der Elma einiges versteht, nimmt sich in einem Kriminalroman nicht schlecht aus ...

CONNY FROBOESS wird gut daran tun, vor ihrer Hochzeit mit dem Film- und Fernsehstar Peter Weck einen Kochkurs zu besuchen. Peter ist nämlich Feinschmecker und obendrein begeisterter Amateurkoch. „Zwanzig Minuten muß der Deckel auf dem Topf bleiben“, erklärte er seiner Conny, als er sie in seiner Wiener Junggesellenwohnung mit einem raffinierten Reisgericht überraschen wollte. Conny hörte sich das an, um Sekunden später neugierig den Deckel zu lüften. Worauf der Reis nicht mehr körnig — und Peter wütend war.

Die Liebe geht doch durch den Magen. Bis nächste Woche Ihr




wipp
perfekt
ORANGE JUICE
...leichter waschen! Unter dem Mikroskop sieht man, wie leicht und schonend Wipp-perfekt wäscht:
Ablösen: Behutsam schiebt sich die extra milde Lauge zwischen Schmutz und Faser. Abheben: Der Schmutz wird einfach abgehoben und in kleinste Teilchen zerlegt. Wegschwemmen: Die Lauge hält diese Schmutzteilchen in der Schwebe – sie können nicht wieder auf die Wäsche aufziehen.
Lauge
Schmutz
Faser
ablösen
Lauge
Schmutz
Faser
abheben
Schmutz
Lauge
Faser
wegschwemmen
... so leicht wird Wäsche wieder schön
So einleuchtend – so entscheidend: für alle Wäsche Wipp-perfekt. Das Doppelpaket DM 1,25
W 4/62 a

Sag's der REVUE

Diese Preise sind ein Skandal!

Zu dem REVUE-Bericht: „Die Preise hoch — die Grenzen dicht" in Nr. 15

Leider zu spät gekommen, Ihr Artikel! Dafür sorgen schon unsere Lobbyisten. Seit Wochen lamentieren die betreffenden Verbände über die zu billigen Eier usw. Mit den Frühkartoffeln wird es vermutlich das gleiche werden, und bei Obst und Gemüse erleben wir den Tanz auch jedes Jahr. Aber wie soll man von den Bauern Rücksicht erwarten, wenn die anderen ebenso egoistisch sind? Im VW stecken unwidersprochen noch Preisreserven. Dennoch hat man den Preis erhöht. Und so liest man täglich in der Zeitung neue Wünsche dieser Art. Wollen diese Herrschaften eigentlich unsere Wirtschaft mit Gewalt ruinieren?

GELSENKIRCHEN FRITZ MEYER

Nicht alle Landwirte verfahren nach dem Grundsatz „Die Preise hoch, die Grenzen dicht". Bei uns in Schleswig-Holstein gibt es, vielleicht angeregt durch das — auch von REVUE mit Recht gelobte — dänische Beispiel beachtliche Fortschritte. Sogar eine richtige Pipeline für Milch hat sich jetzt ein friesischer Bauer angeschafft: 1600 Meter Rohrleitung verbinden seinen Kuhstall mit der Molkerei. Die ganze Anlage einschließlich Milchtank und Kompressor kostet 6000 Mark; das ist auf die Dauer billiger als der tägliche Autotransport der Milchkannen. Alle Achtung für diese Leistung . . .

HUSUM SIEGFRIED REIMER

Woanders fährt man anders

Reise-Tips der Auto-REVUE in Nr. 16

Dieser Beitrag verdient ganz besonderes Lob. Einmal erleichtert er dem Touristen die Vorbereitung und erspart ihm Ärger mit der Polizei. Zudem aber kann die Kenntnis ausländischer Verkehrsregeln — und deren Befolgung! — das deutsche Ansehen im Ausland nur heben. Denn wer sich draußen im Verkehr vorbeibenimmt, wird leicht als Verkehrsrüpel angesehen und blamiert nicht nur sich, sondern löst oft die Bemerkung aus: „Ja, die Deutschen . . .!"

ESSEN HERMANN HEINZE



„Cleopatra" mit Filmpartner Burton

Ist Liz Taylor herzlos?

REVUE-Bericht „Der Nächste, bitte!" in Nr. 16

Ihr Bericht über Liz Taylor war mir aus dem Herzen gesprochen. Eine Frau, die sich so aufführt wie sie, verdient nicht, Mutter genannt zu werden. Sie verdient auch nicht, in Filmen wie „Cleopatra" groß herausgestellt zu werden. Ich jedenfalls ziehe die Konsequenz und sehe mir in Zukunft keinen Taylor-Film mehr an.

DUISBURG HERTA KUFER

Man sollte ihr die Kinder wegnehmen. Nicht nur das deutsche Adoptivkind Maria, sondern auch die eigenen. Sie leben zwar im materiellen Überfluß, aber die Nestwärme fehlt ihnen. Die traurigen Augen der drei Taylor-Kinder haben mich zutiefst erschüttert.

ULM INGE KÖHLER

Was hat die Welt, was haben Sie gegen Liz Taylor? Der abwertende Artikel fordert meinen Protest heraus. Schließlich ist Liz nicht nur eine bildschöne Frau, sie ist auch eine Persönlichkeit. Kein Wunder, daß sie umworben wird. Wenn sie dann ihrem Herzen folgt, wird sie als herzlos, egoistisch und mannstoll hingestellt. In Wahrheit ist sie seit dem Tod ihres Ehemannes Mike Todd eine unglückliche Frau, die Geborgenheit und männlichen Schutz sucht. Daß sie dies bisher nicht fand, liegt nicht an ihr, sondern an den Männern.

SCHWEINFURT BERNHARD HEINZE

„Echte" falsche Goldstücke

REVUE-Bericht „Mehr Gold fürs Geld" in Nr. 16

Man sollte Herrn Dr. Schmidt das Handwerk legen. Seine Münzen sind eine Gefahr für den seriösen Markt, eben weil sie fast nicht zu unterscheiden sind. Der Liebhaber, der bewußt „seinen alten Kaiser Wilhelm" wiederhaben will, darf nicht riskieren, Stücke zu erwerben, die für ihn trotz höheren Goldgehalts eben doch Falsifikate sind. Wer Goldmünzen ohne Sammlerwert kaufen möchte, als bloße Geldanlage, mag auf andere Stücke ausweichen.

MÜNCHEN MAX JÄGER

Was hat man eigentlich gegen Dr. Schmidt? Er schädigt niemand, denn seine Münzen sind noch goldhaltiger als die wirklichen. Er gibt sie auch nicht für echt aus. Aber er stört jenen das Geschäft, die daran interessiert sind, auch künftig für „echte" Stücke Phantasiepreise zu erzielen, die im Ernstfall ja doch niemand zahlt. Übrigens irrt REVUE mit dem Hinweis, die Bundesrepublik könne so u. U. das einzige Land mit Nachprägerecht werden: auch die k. u. k. österreichischen Goldmünzen werden offiziell nachgeprägt — daher ihr günstiger Preis!

NÜRNBERG PAUL HÜTTNER

Der eigene Typ machts

REVUE-Bericht über Schönheitspflege in Nr. 14

Es ist richtig und nützlich, den Frauen immer wieder zu sagen, daß Schönheit nicht nur ein Geschenk Gottes, sondern das Ergebnis eigenen Strebens ist. Kosmetik und Gymnastik können einen eigenen Typ entwickeln, der überraschend schön sein kann. Diese Schönheit ist keine Geldfrage, sondern eine Frage des Willens und des Strebens danach.

MÜNCHEN GERDA HUMMEL

Die Bürokratie kennt kein Erbarmen

REVUE-Bericht „Sonderkonto" in Nr. 16

Die in dem Bericht „Unternehmen Sonderkonto" aufgedeckten Manipulationen mit den Spenden für die Flutgeschädigten haben mich in helle Empörung versetzt. Spontan haben die Menschen gespendet, um den Unglücklichen das Gefühl zu geben, im Unglück nicht verlassen zu sein. Und da sitzen nun die Wohlfahrtsverbände auf den Geldsäcken, die ihnen gar nicht gehören, überlegen, planen und disponieren. Es ist zum Heulen . . .

MANNHEIM ERNST FAIST

Daß der Heizer Hans Schulz, der seine Frau und sein Eigentum verloren hat, von den 29 Spenden-Millionen erst 100 Mark erhalten hat, ist unerhört und dennoch nicht verwunderlich. Sobald sich die Bürokratie zum Wort meldet, schweigt das Herz.

LÜBECK ANNA HELMER

Die zögernde Entschädigung der Flutgeschädigten ist ein Beispiel dafür, daß in unserer Bundesrepublik die Interessenverbände regieren. Es geht um ihr Wohl und Wehe und nicht um das des kleinen Bürgers. Ist er endlich an der Reihe, dann erhält er die Entschädigung aus den Verbandskassen und muß noch „Danke" sagen. Daß dieses Geld aus den Spenden seiner Mitbürger stammt, soll bis dahin vergessen sein.

ESSEN HANS RICHTER

Das regt die Leser auf:

Steigende Preise
Thema „Spendenkonto"
Liz-Taylor-Affäre

Das freut die Leser:

Die richtigen Möbel
Tips für die Reise

Glück im kleinen Heim

REVUE-Bericht über Kleinwohnungen in Nr. 15

Endlich auch einmal etwas für den kleinen Mann, der sich keine Traumhäuser leisten kann! Mit einem dicken Bankkonto und mit der Hilfe eines Star-Architekten eine Villa zu möblieren ist keine Kunst. Aber mit Überlegung und Geschmack zu zeigen, wie man auch mit wenig Geld sich ein liebenswertes Heim schaffen kann, das finde ich großartig. Solche Anregungen sollte REVUE häufiger geben!

KARLSRUHE ANNI WEIGAND

Die Bombe soll arbeiten!

Zum Bericht über Atom-Energie in Nr. 16

Sie tun in Ihrem Artikel so, als ob man erst jetzt die friedlichen Verwendungsmöglichkeiten der Atombombe entdeckt hat. Das zeigt, wie sehr wir uns alle an die „Entartung" wissenschaftlicher Leistungen durch militärische Ansprüche gewöhnt haben. Die Forscher, die sich vor dreißig Jahren hinsetzten, um die Kraft des Atoms nutzbar zu machen, dachten dabei keineswegs an Bomben und Raketen. Sie dachten genau an die Projekte, die wir jetzt als sensationelle Neuigkeiten preisen. Es wird höchste Zeit, daß die Bombe von den Militärs in die Hände der Wissenschaft zurückgegeben wird.

Z. Z. OTTAWA DR. DR. W. STEINER

Die Flut ging zurück, aber die Spenden für den Wiederaufbau blieben aus . . .



REVUE Das Bild zum Sonntag



Stadtpfarrer Dr. Karl Fröhlich (München, St. Paul)

Sie verstehen sich gut, die beiden. Die Welt ist für sie voll Licht wie ein Frühlingstag. Schauen Sie nur, wie das Glück aus ihren Augen strahlt. Ob das immer so bleibt? Liebe ist immer ein Wagnis; erst recht, wenn sich nicht Menschen ein und desselben Volkes finden, sondern verschiedene Kontinente sich begegnen. Sie haben Bedenken? Sie würden Ihre Tochter nicht einem Mann der dunklen Rasse anvertrauen? Was fürchten Sie? Daß die Kinder aus dieser Ehe als Mischlinge dem Spott und der Verachtung anderer ausgesetzt sind? Heute ist das, wenigstens bei uns, kein Risiko mehr. Mit der Selbstverständlichkeit eines gesunden Empfindens sitzen weiße und schwarze Kinder einträchtig in der Schulbank. In Amerika und Afrika freilich gibt es noch Gegenden, wo dieses Bild einen Skandal heraufbeschwört. Als ob die Hautfarbe etwas über die Qualität eines Menschen aussagte. Rassenhochmut gehört zu den beschämendsten Erscheinungen. Ihre Vertreter dürfen sich nicht wundern, wenn sie von vernünftigen Menschen nicht ernst genommen werden.

Aber ich muß Ihnen doch recht geben: das Wagnis ist groß. Die Liebe soll ja ein Leben lang halten. Gibt es dafür eine Garantie? Kaum. Alles hängt davon ab, was die beiden unter Liebe verstehen. Wenn sie ihr Wissen nur aus dem Film beziehen, muß man um ihre Zukunft bangen. Denn die Wirklichkeit erfahren sie dort nicht. Ein Happy-end nach abenteuerlichen Experimenten läßt sich auf der Leinwand billig herstellen. Für 2 Mark Eintrittspreis kann man sich anlügen lassen, so oft man will. Wer mit solchen Illusionen in die Ehe geht, darf sich nicht wundern, wenn er die Zahl der Ehescheidungen um einen Fall vermehrt. Die Scherben sind unausbleiblich. Wer ist schuld, wenn es schief geht? Die jungen Menschen? Ich würde zuerst anderswo suchen. Zum Beispiel bei den versagenden Eltern. Oder dort, wo um des Geldes willen die öffentliche Meinung verseucht wird.

Es ist nicht wahr, daß junge Menschen alles besser wissen wollen. Im Gegenteil, sie gehen gar nicht gern unberaten in die Ehe. Sie ahnen etwas von den unberechenbaren Faktoren, die sie aus dunkler Zukunft überfallen können. Nur eines vertragen sie nicht: die Bevormundung von oben herunter: „Wir waren damals ganz anders als ihr." Ist es verwunderlich, wenn sie uns das nicht abkaufen? Aber sie hören gern zu, wenn ihnen die Wirklichkeit aufgezeigt wird, die nach Verebben des bräutlichen Anfangs auf sie zukommt. Sie glauben es, daß Liebe gelernt sein will. Sie wissen genau, daß man mit 18 Jahren zwar in einen Film für Erwachsene gehen kann, aber deswegen noch nicht reif ist für Ehe und Familie. Sie nicken zustimmend, wenn man vor dem Egoismus warnt und Forderungen stellt. „Es kommt im ganzen Leben nur darauf an, sich selbst an die zweite Stelle zu setzen." Aber wer sagt ihnen das zur rechten Stunde?

Blühende Bäume sind nicht nur schön und geben nicht nur köstlichen Duft, sondern verheißen auch einen fruchtbaren Sommer und Herbst. Nach Gottes Willen wäre es bei jeder jungen Liebe auch so, wenn die Menschen im Raum der Liebe sich nicht benähmen wie der Elefant im Porzellanladen. Es ist immer ein Unglück, wenn Dämme brechen und Flüsse über die Ufer gehen. Es rächt sich immer, wenn man sich über die Gottesordnung hinwegsetzt. Dann triumphiert das Ich. Dann passiert, was ich auf einem Foto aus dem letzten Weltkrieg sah. Ein Panzer war durch eine große holländische Tulpenanlage gefahren. Wo vorher leuchtende Blumen standen, blieben Schlamm und Kot als Spuren der Zerstörung. Wenn aber nicht Tulpen sterben, sondern Hoffnung und Liebe junger Menschen? Die Zahl der Verkehrstoten ist groß, größer ist die Zahl derer, die meinten, ihr Glück zu finden, und eines Tages vor Trümmern und Ruinen standen. Die Verkehrsampeln in unseren Städten sind nicht da, um die Menschen in ihrer Freiheit zu behindern, sondern um Unglück zu verhüten. Ist es so schwer, diese Wahrheit auch auf Liebe und Ehe anzuwenden? Die einfachsten Wahrheiten haben ein seltsames Schicksal in der Welt. Sie sind immer in Gefahr, übersehen und vergessen zu werden. Kein vernünftiger Mensch schickt ein Schiff ohne Kompaß aufs weite Meer hinaus. Wie kann man dann junge Menschen in eine unsichere Zukunft entlassen, ohne auf den hinzuweisen, der das Menschenherz für die Liebe geschaffen hat?

Sie verstehen sich gut, die beiden. Wissen sie auch wirklich, was Liebe ist? Wenn sie das Wagnis einer gemeinsamen Zukunft auf sich nehmen wollen, dürfen sie um das Wort „Opfer" keinen Bogen machen. Sonst sollten sie besser auseinandergehen. Sagen Sie das den beiden jungen Leuten, wenn Sie ihnen begegnen?

Tempo, Leben, Aktivität

... das ist Deutschland!



Ein neuer, herzhafter Rauchgenuss für Menschen unserer Zeit ... das ist Gelten

Überall in Deutschland gewinnt Gelten neue Freunde. Die TABAK AUSLESE ist das Geheimnis der Gelten und ihres vollen Tabakgeschmacks. Süßer Virginia, edler Orient und sonnengereifter Burley-Tabak – veredelt durch ein Spezialverfahren – diese TABAK AUSLESE garantiert, daß Filterraucher voll den Tabak schmecken. Probieren Sie Gelten, diesen neuen, herzhaften Rauchgenuß.

12 Stück DM 1,–

Gelten lässt Sie voll den Tabak schmecken